

Der lange Weg des Günter R.

1. Teil:

*Der Weg in die Hölle
und zurück*



Inhalt

	S.
1. An Stelle eines Vorwortes	1
2. Krieg	4
3. Im Jahr 1944	10
4. Pommern 1944/45	13
5. Leipzig, 4. Dezember 1944	15
6. 1928 – 1934	19
7. 1934 – 1942	27
8. 1942 – 1944	56
9. 1944 – 1945	62
10. Günter wird zur Wehrmacht eingezogen	67
11. Flucht und Gefangennahme	77
12. Hinter Stacheldraht – April bis Juli 1945	85
13. Die letzten Tage im Lager	99
14. Nach der Gefangenschaft	111
15. Nachtrag	175

An Stelle eines Vorwortes.

Mai 2004

Wieder einmal ist Krieg, diesmal im Irak. Alle Protestkundgebungen in aller Welt hatten daran nichts ändern können. Auch Sonja und ich hatten an mehreren machtvollen Demonstration gegen den drohenden Krieg im Irak in Dresden teilgenommen. Alles umsonst. Der Präsident der USA Bush hatte diesen Krieg gewollt unter Vorwand einer gewaltigen Lüge, „er will Saddam Hussein mit seinen Massenvernichtungswaffen beseitigen“. Aber bis heute, einem Jahr nach Beginn dieses Krieges, wurden im Irak solche Waffen nicht und werden sicherlich auch nie gefunden werden. Es ging Bush und dem amerikanischen Kapital doch vielmehr darum, ihr Einflussgebiet zu erweitern und es ging und geht um Öl.

Jedenfalls traf mich der Beginn dieses Krieges so, dass der Entschluss, der schon eine ganze Weile in meinem Kopf herumgeisterte, jetzt feststand. Ich werde einige meiner Erinnerungen niederschreiben. Es ist ja seit längerer Zeit üblich geworden, dass viele ihre Lebenserinnerungen zu Papier bringen, obwohl mit sehr unterschiedlicher Betrachtungsweise auf die untergegangene DDR.

Gleichwohl entstand natürlich die Frage, lohnt sich diese Mühe, wird sich jemals jemand dafür interessieren, der Sohn, die Enkel vielleicht? Aber vielleicht ist es auch nur eine Art der Selbstbestätigung der vergangenen 75 Lebensjahre, um rückblickend sagen zu können, dieser Weg war der richtige und mit einigen Abweichungen würde ich ihn noch einmal beschreiten.

Was soll ich festhalten? Sollen Erinnerungen an sonnige Seiten des Lebensweges überwiegen oder soll ich mich an den Psalm 34,20 der Bibel halten, in dem es heißt: „Der Gerechte muss viel leiden.“ Wenn ich mir heute die Frage stelle, was weiß ich wirklich über die gesellschaftlichen Wahrheiten der vergangenen 75 Jahre, dann kann ich zum Beispiel Sokrates verstehen, der in seinen philosophischen Gesprächen immer von seiner Überzeugung ausging: „Ich weiß, dass ich nichts weiß“. Und es war Platon, der in seiner Apologie des Sokrates hervorhob: „Das ist der Weiseste, der wie Sokrates einsieht, dass er wirklich, was Weisheit anbelangt, nichts wert ist.“

Die Beschreibung bestimmter Erinnerungen meines 75jährigen Weges soll deshalb nichts Belehrendes darstellen, sondern zum Nachdenken anregen bei all Jenen, die diese Erinnerungen eines 75jährigen einmal lesen werden, was man selbst mit tun kann, um sein eigenes Leben und das der Gesellschaft nicht blind dem Zufall zu überlassen. Eines steht jedoch fest und das soll Kaiser Lothar I (795 – 855) bereits gesagt haben: „Die Zeiten ändern sich, und wir uns mit ihnen“ - >Tempora mutantur, nos et mutamur in illis<.

Aber was soll ich also aufschreiben? Ich habe zum Beispiel nicht wie die Studienfreundin von Sonja, die „Rote Mücke“ Helga Müller aus Hoyerswerda oder ihr Schwiegervater die Vergangenheit in einem Tagebuch aufgeschrieben. Und mein Gedächtnis hat, wie im All ein schwarzes Loch die Sterne verschluckt, viele Erinnerungen verschwinden lassen. Es sind eben nur einzelne Gedankensplitter, die ich versuchen werde zusammenzufügen. Eines kann ich jedoch schon jetzt bestätigen:

„Nicht jeder Weg verläuft lange geradeaus,
Abkürzungen dauern meist etwas länger und
hinter mancher Wegbiegung lauert oft
eine Überraschung.
Nicht nur Wissen und Können,
sondern auch ein bisschen Glück gehört dazu“.

Es wird sicherlich noch eine ganze Weile dauern, bis 75 Lebensjahre zusammengehen. Im Arbeitsraum im Keller stapeln sich Akten und Dokumente in einer Breite von ca. 2 Meter und einer Höhe von ca. 1,5 Meter, lagern 15 Jahrgänge der Betriebszeitung der SED Betriebsparteiorganisation des VEB Mikromat Dresden, über 30 Fotoalben und unzählige Kisten und Kartons mit Dias und Videofilmen. Alles ist ja noch einmal durchzusehen, um Ereignisse und Erlebnisse der Wahrheit nahe darstellen zu können. Der erste Teil meiner Erinnerungen soll deshalb erst einmal zu einem besonderen Einschnitt meines Lebens führen, u.z. bis zur Heimkehr aus der amerikanischen Gefangenschaft im Jahre 1945.

Krieg!

20.März 2003

Am 20. März 2003, nachdem ich bei Bäcker Friedrich in Weißig frische Brötchen geholt hatte, saß ich mit Sonja am Frühstückstisch. Der frisch gebrühte Kaffee duftete aus der Kanne, die Brötchen wurden in der Röhre des elektrischen Herdes noch einmal kurz knusprig braun gebrannt, da kam im Deutschlandfunks die Nachricht: Ab 3.30 Uhr ist im Irak Krieg. USA-Präsident Bush hat den Befehl zum Angriff amerikanischer und britischer Truppen auf den Irak gegeben. Erinnerung kam an den Beginn des zweiten Weltkrieges als Adolf Hitler verkündete, „ab fünf Uhr vierzig wird zurückgeschossen..“, nachdem ein von den Faschisten selbst inszenierter Überfall auf den Sender Gleiwitz zum Anlass genommen wurde, einen der furchtbarsten Kriege der Menschheitsgeschichte am 1. September 1939 zu beginnen.

An diesem 20. März 2003 schlugen also die ersten Marschflugkörper in der irakischen Hauptstadt Bagdad ein und Bodentruppen hatten die Grenze zum Irak in Richtung Bagdad überschritten. Vier Minuten lang setzte sich Bush vor die Fernsehkamera und kaschierte seinen Krieg für Öl und mehr Einfluss in dieser Region mit der Gefahr des internationalen Terrorismus. *„Wir werden dieser Bedrohung mit unserem Heer, unserer Luftwaffe, Marine-Infanterie begegnen, so dass wir ihr nicht später mit Armeen von Feuerwehrmännern und Polizei und Ärzten in den Straßen unserer Städte begegnen müssen“.*

Unmittelbar nach dem 11. September 2001, als Terroristen Flugzeuge kaperten und diese mit allen Passagieren an Bord in die zwei Türme des World Trade Centers steuerten, sah Bush

den angeblichen Haupttäter in der Person von Osma Bin Laden. Ihn suchte man in Afghanistan, so dass ein barbarischer Krieg gegen die dort herrschenden Taleban begonnen wurde, in dessen Verlauf bis heute mehr Menschen vernichtet wurden, darunter unzähligen „Frauen und Kinder, als bei dem verheerenden Terroranschlag am 11. September ums Leben kamen.

In seinem Buch „Kampf dem Terror – Kampf dem Islam?“ berichtet Peter Scholl-Latour von der in Indien bestehenden Legende von den viertausend jüdischen Angestellten des World Trade Center, die angeblich am Tag der Katastrophe nicht an ihrem Arbeitsplatz erschienen. Diese Meinung wird zum Teil in Indien bedenkenlos als Beweis für ein zionistisch-amerikanisches Komplott akzeptiert. Sein damaliger Gesprächspartner Abd-el-Karim sagte dann noch:

„Der Westen redet von einem weltweiten Feldzug gegen den Terror, in Wirklichkeit geht es doch um die Unterjochung von einer Milliarde Muslime, um die Plünderung u. a. ihrer Rohstoffe, um die Errichtung der amerikanischen Weltherrschaft. Es schlägt die Stunde des >gesteinigten Satans<!“

„Der Chefredaktor Mike Ruppert (FTW-Magazin) legte am 28. November an der Portland State University 40 Beweise vor, die eine Beteiligung der amerikanischen Regierung an den Anschlägen in New York und Washington belegen. So u.a.;

- *Januar 2001 – Die Bush Administration veranlasst den FBI und die Geheimdienste die Untersuchungen gegen die Familie bin Laden einzustellen; ebenfalls einzustellen waren die Untersuchungen gegen zwei Verwandte von Osama bin*

Laden (Abdullah und Omar), die in Falls Church, Virginia wohnten, direkt beim CIA Hauptquartier. Seit 1996 gab es derartige Einstellungsverfügungen. (Quelle: BBC Newsnight, Correspondent Gregg Palast, 7.11.2001).

- *Mai 2001- Außenminister Colin Powell spendet 43 Millionen Dollar an das Taliban-Regime, angeblich um hungrige Bauern zu helfen, deren Opium-Felder auf Befehl der Taliban im Januar zerstört wurden. (Quelle: The Los Angeles Times, 22.5.01).*
- *Juni 2001- Der deutsche BND warnt den CIA und Israel, dass Terroristen aus dem Nahen Osten <<planen, ein Verkehrsflugzeug zu entführen, um damit wichtige Gebäude in USA und Israel anzugreifen.>> (Quelle: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.9.01)*
- *Sommer 2001 – Pakistans ISI-Chef General Mahmud veranlasst, dass per <<wire transfer>> 100.000 Dollar an Mohammed Atta bezahlt werden. Dieser ist gemäss FBI der führende Terrorist in den Anschlägen vom 11. September. General Mahmud trat zurück, nachdem diese Zahlungen in Indien gemeldet und vom FBI bestätigt wurde. (Quelle;The Times of India, 11.10.01)*
- *August 2001 – Der russische Präsident Wladimir Putin veranlasst russische Dienste, die US-Regierung in <<stärkster Form>> zu warnen, dass Angriffe auf Flugplätze und Regierungsgebäude unmittelbar bevorstehen (Quelle: US-Fernsehen: MS-NBC Interview mit Putin, 15.9.01)*

Großen Ärger lösten am Vortrag von Ruppert in Portland die Zitate aus dem Buch des ehemaligen Sicherheitsberaters Brzezinske von 1977 aus. Er ist langjähriges Mitglied bei der

Trilateral Commission, eines der berüchtigten Absprachegremien. Zitate aus dem Buch und die entsprechenden Landkarten Zentralasiens zeigten eindeutig, dass der Afghanistan-Krieg seit 4 Jahren geplant war. Zwei Aussagen von Brzezinski verlangten einen Pearl Harbor ähnlichen Angriff zur Auslösung des Krieges.“ (Philomena 4/2001 ° Ausgabe Nr. 46)

Andreas Bühlow, früherer Bundesminister und als Geheimdienstexperte ausgewiesen zweifelt die offizielle Version der amerikanischen Regierung zum 11. September 2001 vehement an.

„Die Spur der 19 muslimischen Selbstmordattentäter ist zwar unübersehbar, doch sie fällt beim betrachten einzelner wichtiger Elemente schlicht in ich zusammen. Eine Aufklärung der vielen schwerwiegenden Ungereimtheiten findet nicht statt.“

Penibel zählt Bühlow alle Ungereimtheiten des offiziellen Tatherganges in seinem Buch: „Die CIA und der 11. September, Piper Verlag GmbH, München 2003“ auf – von der unglaublichen Präzision der von Flugschülern geflogenen Maschinen über die auffällige Inaktivität der Abwehr bis zum Verschwinden von Beweismitteln. Er stellt eine Fülle von Fragen, deren wichtigste lautet: Kann es sein, dass der 11. September der Regierung Bush in Wahrheit gelegen kam? Ohne Geheimdienste, so Bühlow, war eine derartige Operation nicht möglich – und Spuren führen zu deren Netzwerk und nicht zuletzt zur CIA.

Da die Amerikaner Osman Bin Laden nicht finden konnten oder wollten (und das bis heute noch nicht) suchte US-

Präsident Georg W. Bush einen neuen Bösewicht und den entdeckte er in der Person des Diktators Saddam Hussein, derselbe, den die USA in seinem Krieg gegen den Iran mit Waffen, Giftgas und anderen Chemikalien ausgestattet hatten. Trotz Proteste von Millionen Menschen in aller Welt und gegen die vorherrschende Meinung im UNO-Sicherheitsrat hat Bush diesen neuen verbrecherischen Krieg vom Zaune gebrochen.

Man könnte nun sagen, dieser Krieg ist weit entfernt und es so halten, wie Goethe in seinem Faust auf dem Osterspaziergang einen Bürger sagen lässt:

„Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander schlagen.

Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Frieden und Friedenszeiten.“

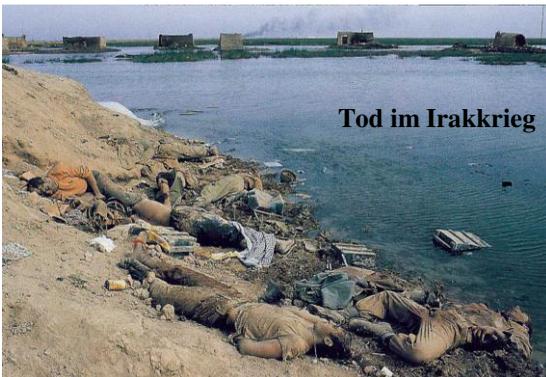
Und ein anderer Bürger antwortet:

„Herr Nachbar, ja! So laß ich's auch geschehn:
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag alles durch einander gehen;
Doch nur zu Hause bleibs beim alten.“

Aber wenn man selbst dem Inferno eines Krieges, des Zweiten Weltkrieges, nur knapp entkommen ist, dann hat man doch eine andere Einstellung zu jedem Krieg und nicht nur deshalb, weil man heute das Kriegsgeschehen, ohne sich selbst in

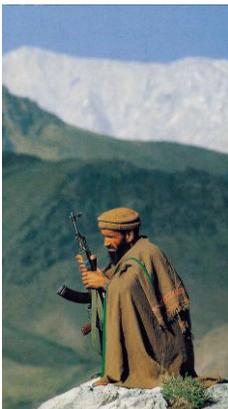
Gefahr zu bringen, bequem ins Wohnzimmer holen kann. Aber auch deshalb, weil der Enkel Frank zur Zeit bei der Bundeswehr seine Wehrpflicht leistet und der Enkel Jan bereits als Reservist abrufbereit für einen Krieg sein kann

**11. September 2001
World Trade Center
New York**

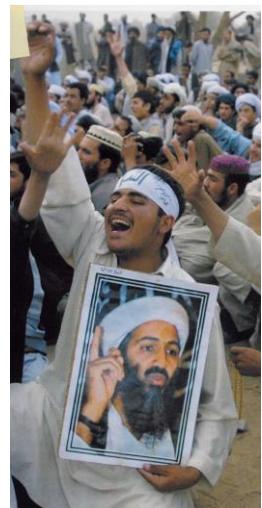


Tod im Irakkrieg

**Koranschüler
Mit dem Bild
Ihres Idols,
Osama Bin
Laden**



**Ein Mudschahid
Vor der Schneekette
des Hindukusch
in Afghanistan**



Besuch bei Hartwig in Flensburg



**Hartwig und Günter
im Jungvolk**

•



**Hartwig und Günter
in der
Hitlerjugend (HJ)**

Im Jahr 1944

Die heutige Sportschule, in der Nähe des ehemaligen Westbahnhofes von Werdau, an den Werdauer Teichen, war von den Nazis ein großzügiges Heim für die Hitler-Jugend und das Jungvolk gebaut worden . Obwohl die Eltern davon nichts hielten, besonders die Mutter hielt überhaupt nichts davon, mussten wir des öfteren dort zusammenkommen. Ich besuchte damals die Handelsschule in Werdau. Der Direktor, man kann sagen, er war doch schon ziemlich dick, war Herr Enders. Um keine Schwierigkeiten zu bekommen, war ich, so wie vorher Bruder Hartwig in der Marine HJ . Obwohl verboten, hörten wir zu Hause im Radio den englischen Rundfunksender, markant durch sein Klopffzeichen. Von daher wussten wir auch, dass Hitler diesen Krieg nicht mehr gewinnen wird. Es entstand deshalb bei mir die Frage, wie kann ich am besten verhindern, in diesen Krieg zu ziehen. Wenn sich zum Beispiel bei uns mein Onkel Albert Heinzl mit dem Cousin von Mutter, Fritz Hübner, trafen und sich über diesen Krieg unterhielten, war mir klar geworden, dass man sich auf keinem Fall zur Waffen SS einziehen lassen durfte. Aber, wie sollte man das anstellen, denn immer wieder kamen SS Leute in diese Zusammenkünfte ins HJ-Heim und warben Freiwillige für die SS.

So auch wieder einmal, von einigen wurden die Eingänge besetzt, damit sich ja keiner den Gesprächen entziehen konnte. Mit noch zwei anderen, die ebenfalls kein Interesse an solchen Gesprächen hatten haben wir kurz entschlossen die Fenster geöffnet, mit einem kühnen Satz waren wir aus dem Fenster und nichts wie fort. Aber dass sollte nicht das einzige Mal sein, dass ich den Fängen der SS entkam.

Hartwig war im April 1944 zur Kriegsmarine eingezogen worden. Nach seiner Grundausbildung war er in die Marineschule nach Flensburg gekommen. Eines Tages, es muss im August 1944 gewesen sein, sagten die Eltern zu mir, „Günter, nächste Woche werden wir gemeinsam nach Flensburg fahren und Hartwig besuchen“. Niemand wusste, wann Hartwig mit seiner Ausbildung fertig ist und wo und auf welchem Schiff er noch zum Einsatz kommen würde. Nach langer Fahrt mit der Eisenbahn kamen wir in Flensburg an und am anderen Tag konnten wir Hartwig an seiner Schule besuchen. Ein Erinnerungsfoto hielt diesen Besuch fest. Voller Ungewissheit, wie wird es weitergehen, denn viele Todesnachrichten von Gefallenen hatten bereits Werdau erreicht, verabschiedeten wir uns von Hartwig und traten die Heimreise an.

Niemand von uns konnte zu dieser Zeit auch nur ahnen, dass er im April 1945 mit einer Panzerjagdbrigade die Rote Armee südlich von Neustrelitz aufhalten sollte. Glücklicherweise entkam er dem großen Sterben in der Schlacht um Berlin. Sein Kommentar dazu: *„Links und rechts von mir sind sie umgefallen, als die Granaten uns um die Ohren pfiffen“*. Erst im Dezember 1945 sahen wir Hartwig wieder. Auf einem Güterwaggon unter Kohlen versteckt konnte er, nachdem er sich aus dem amerikanischen Gefangenenlager abgesetzt hatte, über die Grenze in die sowjetische Besatzungszone gelangen. Die Eltern konnten aufatmen, nach Monaten der Ungewissheit war ihr ältester Sohn nun ebenfalls wieder zu Hause, denn auch ihr Sohn Günter war fast drei Monate lang verschollen gewesen, aber dazu später.

Lauenhain ein kleiner beschaulicher Ort an der Kriebstein-Talsperre, 8.00 Uhr morgens. Wir befinden uns in einem Wehrrtüchtigungslager der Marine HJ. Nach dem Morgensport und dem Frühstück musste das ganze Lager auf dem Appellplatz antreten. Vor der angetretenen Mannschaft hatten sich einige SS Offiziere aufgebaut. Sie erzählten was von den Heldentaten der Waffen SS und wie wichtig es für jeden Deutschen Jungen ist in den Reihen der SS für Deutschland und den Führer doch noch den Sieg über den Bolschewismus zu erringen.

Und jetzt kam es: „*Alle, die sich nicht freiwillig zur Waffen SS melden, vortreten.*“ Niemand wagte es, sich aus seiner Reihe zu lösen und vor die Front zu treten. Mir wurde heiß und kalt, wie sollte ich das zu Hause erklären. Da kam ein weiteres Kommando: „*Wer von Euch kann Schreibmaschine schreiben?*“ War es Eingebung, war es der sechste Sinn, ich meldete mich. Wenig später erhielt ich den Befehl, mich an die Schreibmaschine zu setzen und von jedem Freiwilligen die vorgedruckte Freiwilligenmeldung für die Waffen SS auszufüllen. Es dauerte einige Stunden, bis der Letzte seine Unterschrift unter die von mir ausgefüllten Freiwilligenmeldungen gesetzt hatte. Eine letzte Chance, bei diesem Berg von Papier fällt es bestimmt nicht auf, wenn meine nicht mit dabei ist. Und so kam es, dass ich das zweite mal der SS entkam.

Pommern, 1944/45

Mitten im pommerschen Sand, einige Kilometer bis zum nächsten Dorf, ein Lager des Arbeitsdienstes. In der Ferne hörte man schon das Geschützfeuer der Front im Osten. Im Dezember 1944 musste ich meine Lehre in der Vigogne - Aktien - Gesellschaft Kahle unterbrechen und mich vor dem Zwickauer Hauptbahnhof einfinden. Vater hatte einen Holzkoffer gebaut, er war vom Beruf Tischler, worin ich meine Habseligkeiten untergebracht hatte. Mit vielen anderen Leidensgefährten meines Jahrganges ging es mit dem Zug nach Pommern zum Arbeitsdienst.

Ich hatte es in diesem einviertel Jahr nicht ganz einfach, denn gleich am Anfang beim Einkleiden fiel ich unangenehm auf. Durch meine hohe Spanne am Fuß kam ich nicht in die meiner Fußgröße entsprechenden Stiefel. So dass man mir erlauben musste in der ganzen Zeit Schnürschuhe tragen zu können. Manche Schikane musste ich, oftmals mit der Bezeichnung „Reseve-Christi“ ertragen. Dienst mit dem Spaten hatten wir natürlich nicht mehr, sondern jeder Tag drehte sich nur um die militärische Ausbildung.

Die Zeit war schneller vergangen als ich Anfangs gedacht hatte. Es kam der Tag der Entlassung. Doch vorher hatten wir noch ein trauriges Ereignis, denn ein Kamerad aus Werdau war an Diphtherie erkrankt und noch vor der Entlassung gestorben. Am Tag unserer Entlassung mussten wir in Reih und Glied antreten. Aber ich staunte nicht schlecht, als vor der Front einige SS Offiziere standen. Das Rätsel löste sich aber schnell. Vortreten mussten alle die sich freiwillig zur Luftwaffe und zur Kriegsmarine gemeldet hatten, sie erhielten ihre Entlassungs-

papiere. Alle anderen und das war die große Mehrheit wurden ohne ihren Willen sogleich von der Waffen SS übernommen. Da ich ein sogenannter Freiwilliger für die Marine war, wurde mir auch diesmal der Weg zur SS erspart. Und das kam so: als ich im Herbst 1944 die Aufforderung zur Musterung erhalten hatte, kam ich auf die Idee, mich doch noch zur Marine, für die Verwaltungslaufbahn, zu melden. Das hatte, so dachte ich, damals den Vorteil, dass im Wehrpass, der ja bereits vorbereitet gewesen ist, „Wehrpflichtiger“ eingetragen war, ich aber bei der Musterung meine Meldung als Freiwilliger vorlegen konnte und damit tatsächlich auch für die Marine als Freiwilliger gemustert wurde.

Erneut war ich den Fängen der SS und damit sicherlich meines damit verbundenen Unterganges entkommen. All Jene, die ihre Entlassungspapiere vom Reichsarbeitsdienst (RAD) erhalten hatten, konnten ihre Uniform abgeben und die Zivilsachen anziehen. Ich packte also meinen Holzkoffer und es dauerte nicht lange, dann hieß es: „Alle Entlassenen antreten“ und ab ging es zum nächsten Bahnhof. Immer lauter und unheimlicher hörten wir die heranrückende Front. Wie wird es wohl all denen ergehen, die sofort von der SS übernommen wurden? Wie viele mögen lebend diesen Wahnsinn überlebt haben? Langsam setzte sich unser Zug in Bewegung und die Gedanken eilten uns voraus mit der Frage, „Was wird uns zu Hause erwarten und was wird die Zukunft bringen?“ Doch noch einmal zurück zum Dezember 1944.

Leipzig, 4. Dezember 1944 (29.März2003)

Wenn heute, am neunten Tag der Krieges in Irak, aus den Nachrichten und dem Fernsehen von den barbarischen Bomben und Raketenangriffen der Amerikaner und Engländer auf Marktplätze von Iran berichtet wird, dann gibt es deutliche Erinnerungen an den Dezember 1944.

Wir befinden uns bereits im vierten Kriegsjahr. Trotz vollmündiger Verkündung des Reichsluftmarschals Herman Göring, dass der deutsche Luftraum vor feindlichen Flugzeugen sicher sei, gibt es immer wieder Angriffe der Anglo-Amerikaner auf deutsche Städte. Immer wieder gab es Luftalarm und der Luftschutzbeauftragte von unserer Straße, Herr Görner, hatte sich in seiner Uniform sehr wichtig getan, so als könne er von den Einwohnern der Kantstraße alles Unheil abhalten. Es war der 4. Dezember 1943. Ich besuchte bereits das zweite Jahr die Handelsschule in Werdau und trotz schlimmer Nachrichten vom Kriegsgeschehen, freuten wir uns auf das nahende Weihnachtsfest. Einer der Jüngsten aus unserer Verwandtschaft, mit seinen sechs Jahren war Heino, Sohn von Onkel Kurt und Tante Gusti Kaufmann. Auch er konnte es kaum erwarten, dass nun endlich Weihnachten mit seinen Überraschungen kam. Aber er, Tante Gusti und wir alle, sollten noch vor dem Weihnachtsfest eine traurige Überraschung erleben.

Im Morgengrauen des 4. Dezember 1943 haben wieder einmal die Sirenen geheult und die Stille des heranbrechenden Tages wurde durch das unheimliche Brummen der über uns fliegenden englisch-amerikanischen Bomber unterbrochen. Schnell hatte sich die Nachricht verbreitet, dass diesmal

Leipzig Ziel eines verheerenden Bombenangriffes geworden sei. Bereits im Frühjahr 1943 war der Krieg nach Deutschland zurückgekommen, wo er am 1. September 1939 seinen Anfang genommen hatte.

Zur Zeit des Luftangriffes auf Leipzig war Onkel Kurt Kaufmann, der Vater von Heino, in Leipzig. Er musste dort von seinem Betrieb aus arbeiten. Ein Tag verging, ohne dass es ein Lebenszeichen aus Leipzig gab. Tante Gusti war der Verzweiflung nahe. Von meinem Vater wurde deshalb der Entschluss gefasst, er fährt mit mir am nächsten Tag nach Leipzig. Früh morgens ging es dann vom Werdauer Westbahnhof zum Hauptbahnhof. Dort bestiegen wir voller Bangen den Zug nach Leipzig. Auf dem Bayrischen Bahnhof in Leipzig sahen wir schon die von den Bomben angestellten Verwüstungen. Onkel Kurt wohnte in der Reuterstr. 43, unweit vom Hauptbahnhof. Durch Trümmer bahnten wir uns den Weg dahin. Das Haus war völlig ausgebrannt und aus dem offenen Kellerfenster kam ein unangenehmer Brandgeruch. Verzweifelte Menschen, sicher aus den Nachbarhäusern, versuchten noch ein paar Habseligkeiten zu bergen. Auskunft über den Verbleib der Einwohner des von uns gesuchten Hauses konnte uns niemand geben, vielmehr schickte man uns zur nahe gelegenen Schule, die nur leicht beschädigt war. Als wir die Turnhalle betraten, blieb uns der Atem stehen. Zum ersten mal in meinem Leben sah ich tote Menschen, die vor uns lagen. Vater und ich, schritten voller Verzweiflung die Reihen, der zum Teil unkenntlich verkohlten Leichen ab. Aber von Onkel Kurt keine Spur. Mit zitternden Knien ging es dann wieder zum Bayrischen Bahnhof und von dort zurück nach Werdau.

Erst viele Tage später erhielt Tante Gusti eine offizielle Mitteilung, wo Onkel Kurt auf dem Friedhof am Völkerschlachtdenkmal begraben worden sei.

Besonders nachdem sich bereits sowjetische Truppen auf deutschen Boden befanden und der Krieg in seine Endphase eingetreten war, gab es vorwiegend die Zivilbevölkerung treffende verheerende, konzentrierte und flächendeckende Luftschläge. So waren am 13. Februar 1945 ab 22.03 Uhr in einer ersten Angriffswelle Tausende von Bomben auf Dresden niedergegangen. Ab 01.16 Uhr, bereits Aschermittwoch, folgte eine 2. Angriffswelle. So schrieb Armin Jähne im ND vom 15./16. Februar 2003 u. a.:

“Ein Feuersturm fegte durch die Straßen, stieg als apokalyptische Lohe hoch in die Luft. Am Tage, als viele der in der Nacht geflohenen und nun zurückgekehrten Dresdener nach ihren Angehörigen und ihren Hab und Gut suchten, griffen 311 B-17 Bomber erneut die Stadt an. Außerdem schossen tieffliegende Mustang-Jäger wahllos auf alles was sich bewegte, insbesondere auf die Menschen, die auf den Elbwiesen Schutz vor dem Feuer und der Hitze gesucht hatten, darunter viele aus dem nahen Johannstädter Krankenhaus. Wiederholte Angriffe am 15. Februar und am 5. März vollendeten das Vernichtungswerk. Etwa Dreißig- bis Vierzigtausend Menschen kamen ums Leben. Die nächsten Tage und das Frühjahr hindurch regnete es angesengtes Papier und Textilfetzen vom Himmel.“

Auch die vielen anderen Bombenangriffe in den letzten Monaten des Krieges 1945, als die Niederlage Deutschlands bereits feststand, waren zu diesem Zeitpunkt militärisch völlig unsinnig. Zum wiederholten Male traf es am 16. Januar Magdeburg, am 3. Februar Berlin und am 7./8. April

Halberstadt. Bombenhagel gingen aber auch am 21. Februar auf Worms, am 22. Februar auf Hildesheim, am 23. Februar auf Pforzheim, am 5. März auf Chemnitz, am 7. März auf Dessau, am 12. März Swinemünde und am 16. und 31. März auf Würzburg und Halle nieder. Im April kam Zerbst, Frankfurt/Oder und Potsdam an die Reihe. In der Nacht zum 10. April hatten alliierte Bomberverbände den schwersten von 14 Luftangriffen auf Plauen geflogen Die Vogtland-Stadt wurde zu etwa drei Viertel zerstört. Insgesamt verloren fast 2.400 Menschen dabei ihr Leben.

Es scheint, dass viele Menschen diese schrecklichen Ereignisse aus ihren Gedächtnis gestrichen haben beziehungsweise viele jüngeren sich diese Dinge gar nicht erst bewusst machen wollen, denn sonst müsste der Aufschrei gegen die gegenwärtigen Verbrechen der Amerikaner viel größer und gewaltiger sein.

Aber es gibt auch viele, die sich die Frage stellen, was haben die irakischen Menschen den Amerikanern getan, dass sie diesen hohen Blutzoll zahlen müssen für unauffindbare Massenvernichtungswaffen. Ist es gar das Öl auf dem sie wohnen? Wie wird es im Irak und im Nahen Osten weitergehen?



Onkel Kurt und
GustchenTante



**Das Grab von
Onkel Kurt
auf dem
Südfriedhof in Leipzig**

**Tante Gustchen
mit Sohn Heino**



1928–1934

Gehen wir mit unseren Gedanken ca. 75 Jahre zurück, dann breitet sich das Jahr 1928 vor uns aus. Als sich im Osten von Werdau der Himmel, herbeigezaubert durch die aufgehende Sonne, rötete, kam ein neuer Erdenbürger in Werdau, Kantstraße 9, auf diese Welt. Von seinem Vater Emil und seiner Mutter Gertrud wurde er Günter genannt. Und das war ich, Karl Günter Heinz Reichert, geboren am 23. Mai 1928.

Geboren also in einem Jahr voller Turbulenzen. Das hat sich sicher auf meinen eigenen Lebensweg übertragen. Natürlich kann ich mich nicht selbst an dieses Jahr erinnern, denn dann wäre ich ja wahrlich ein Wunderknabe, sondern nur auf die in Büchern enthaltenen Niederschriften und dem Erzählungen der Eltern. Deshalb will ich nur mit wenigen Beispielen das Jahr 1928 darstellen.

Durch eine von den USA ausgehende Weltwirtschaftskrise 1929 –1932 verschärften sich die Widersprüche in Deutschland, sodass trotz relativer Stabilisierung des Kapitalismus das Lebensniveau des werktätigen Volkes hinter der Vorkriegszeit (1. Weltkrieg 1914 – 1918) zurückblieb. Das zeigte sich auch 1928 in den zunehmenden Schwierigkeiten der Textilindustrie, in der auch Mutter arbeitete.

„Betrug zum Beispiel 1927 der im Haushalt des Reiches enthaltene Betrag für die „unterstützende Arbeitslosenfürsorge“ und für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen noch 580 Millionen RM (Reichsmark), so belief sich der für die Arbeitslosen vorgesehene Betrag 1928 lediglich nur noch auf 125 Millionen RM.“ (Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Band 4, S. 152, Dietz Verlag Berlin 1966)

Es ist also keine neue Erfindung der heutigen sozialdemokratisch geführten Regierung Schröders, wenn diese im Jahr 2003 mit der sogenannten Agenda 2010 u. a. radikale Kürzungen für die Versorgung der Arbeitslosen (immerhin beträgt deren Zahl 2003 über 4 Millionen), für die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und des Gesundheitswesens vornimmt. Was sich heute im Jahr 2003 abspielt, ähnelt deshalb in vielem dem Jahr 1928.

Ein zweites Beispiel: Obwohl am 27. August 1928 von 15 kapitalistischen Staaten in Paris der sogenannte Briand-Kellogg-Pakt unterzeichnet wurde, indem man den Krieg als Mittel zur Lösung internationaler Streitfragen verurteilte, stimmte die von der SPD geführte Koalitionsregierung (am 28. Juni 1928 kam diese Regierung der Großen Koalition mit dem Sozialdemokraten Herman Müller als Kanzler zustande) der ersten Rate für den 80 Millionen RM veranschlagten Bau des Panzerkreuzers A am 10. August 1928 zu. Auch heute 2003 unternimmt die von der SPD geführte Regierung unter Kanzler Schröder alles, um riesige Summen für die Bundeswehr und insbesondere für deren Auslandseinsätze zur Verfügung zu stellen.

Damals wie heute scheint jedoch die Masse der Menschen nicht zu begreifen, wohin ihre politische Trägheit letztlich führen wird. Mir kommt deshalb folgender Spruch in den Sinn:

*„Fürchte Dich nicht vor Deinen Feinden,
im schlimmsten Fall können sie Dich töten.
Fürchte Dich nicht vor Deinen Freunden,
im schlimmsten Fall können sie Dich verraten.*

*Fürchte Dich vor den Gleichgültigen,
weder töten und verraten sie,
aber mit ihrer stillschweigenden Zustimmung
gibt es auf der Welt Mord und Verrat“*

Mutter arbeitete damals in der Textilindustrie, in einer Werdauer Spinnerei. Der Verdienst eines Arbeiters in der Textilindustrie lag zu dieser Zeit bei 60 Pfennige pro Stunde, für Frauen aber nur bei ca. 43 Pfennige. Vater war einige Zeit arbeitslos, was er verdient hat, wenn er arbeiten konnte, kann ich leider nicht sagen. Heute merke ich, wie wenig ich doch die Eltern nach ihrem Leben gefragt habe, alles war so selbstverständlich, wie es eben so war.

Bruder Hartwig war schon zwei Jahre, am 20. April 1926, angekommen und staunte wohl nicht schlecht, als er nicht mehr allein im Mittelpunkt stand. Von den Jahren bis zur Schuleinführung sind mir nur sehr wenige Erinnerungen geblieben. Aber es muss immer etwas besonderes gewesen sein, wenn es mit Mutter, Vater und Bruder in die Stadt (wir wohnten in der Stadtgutsiedlung, aber davon später) zum Wochenmarkt ging, denn dann gab es immer eine - ich bilde mir ein – große warme Wurst vom Pferde-Meyer. Pferde-Meyer war eine bekannte Adresse, direkt an einer kleinen Brücke die über die Pleiße führt. Für einfache Leute gab es für wenig Geld doch schon eine beachtliche Portion Fleisch. Auch nach dem Krieg war man froh, wenn es mal etwas beim Pferde-Meyer gab.

Noch deutlich in Erinnerung ist mir der alljährliche Besuch des Weihnachtsmarktes. Sicher auch deshalb, weil es auch in späteren Jahren immer ein besonderes Erlebnis war. Vor dem

schmucken Rathaus auf dem Marktplatz drängten sich kleine Holzstände auf deren Auslagen viele zauberhafte Spielzeuge, Süßigkeiten und andere Leckereien zu sehen waren. Dann erlosch langsam das Tageslicht und wie von Geisterhand leuchteten plötzlich in den einzelnen Verkaufsbuden die Karbidlampen auf und verbreiteten ein rätselhaftes Zischen und einen eigenartigen Geruch, er steckt heute noch in meiner Nase.

Der Umgang mit Karbid sollte mich noch viele Jahre bekleiden. Im Winterhalbjahr war es morgens noch dunkel, wenn Vater mit dem Fahrrad zur Arbeit fuhr und schon wieder, wenn er abends nach Hause kam. Am Fahrrad gab es nicht, wie heute, mit dem Dynamo erzeugtes elektrisches Licht. Vater hatte an seinem Fahrrad eine Karbidlampe, diese konnte man in der Mitte auseinander schrauben. Die untere Hälfte wurde mit Karbid gefüllt und mit Wasser angefeuchtet. Das sich entwickelnde Gas wurde an einer Düse, die sich oben an der Lampe hinter einer runden Glasscheibe befand, angezündet. Der matte Lichtstrahl reicht aus, um einigermaßen zu sehen, wohin man gerade mit dem Fahrrad fuhr. Wir, Hartwig und ich durften die Lampe immer mit Karbid füllen und sie so für den nächsten Tag wieder einatzbereit machen.

Vater, Ernst Emil Reichert, geb. am 6. September 1898 in Langenbernsdorf und Mutter Hedwig, Gertrud geborene Kaufmann, geb. am 25. November 1900 in Werdau, wohnten nach ihrer Heirat am 17. November 1923 auf der Ronneburger Straße in Werdau, gleich nach der großen Eisenbahnbrücke, wenn man vom Sternplatz in Richtung Langenbernsdorf fährt. Wie das zur damaligen Zeit und bei manchen Leuten auch noch heute üblich war, wurden sie am 18. November 1923 in der

St.- Marienkirche in Werdau vom Pfarrer Größel noch einmal kirchlich getraut

Die Wohnung auf der Ronneburger Straße muss eng und klein gewesen sein, denn bereits am 19. Juni 1926, also kurz nach der Geburt von Bruder Hartwig, schlossen sie einen Pachtvertrag mit der Stadtgemeinde Werdau ab. Sie pachteten die Parzelle Nr. 1999 k mit 410 qm vom

1. April 1926 ab und zwar an der Kantstraße. Als Pachtpreis waren jährlich 43,05 Mark fällig. Es war vereinbart, dass diese Parzelle später als Wohnheimstätte in Eigentum übertragen wird. Um sich und ihren zwei Buben gute Wohnbedingungen zu schaffen, stürzten sich somit die Eltern in das Abenteuer eines Hausbaus. Finanziert wurde dieses Vorhaben durch:

- | | |
|--------------------------------------|-----------------|
| 1. Darlehen der Sparkasse | von RM 2.700,-- |
| 2. Bauhilfe der Stadtgemeinde Werdau | von RM 8.000,-- |
| 3. Grundschuld | von RM 2.731,75 |
| 4. Handdarlehn | von RM 1.000,-- |

Neben diesen 14.431,75 RM plus Zinsen Fremdkapital, musste noch ein Eigenkapital von 2.398,25 RM aufgebracht werden, welches sicherlich durch Baueigenleistung (Vater war ja Tischler und Großvater hatte in Langenbernsdorf ein kleines Baugeschäft) erbracht wurde. Aus den Unterlagen geht hervor, dass die Gesamtherstellungskosten einschließlich Grundstücks- und Erschließungskosten, sowie Geldbeschaffungskosten die stattliche Summe von 17.008,41 RM betrug.

Am 15. September 1927 war das Haus bezugsfertig. Ich wurde also bereits in diesen neuen Reichsheimstätte-Eigenheim mit 72 qm Wohnfläche geboren. Für diese Immobilie wurde ein Einheitswert von 6.300,-- festgelegt. Hinter dem Haus war

noch ein Stallgebäude aus Holz entstanden. Viele, viele Jahre mussten die Eltern die als Hypotheken ins Grundbuch eingetragenen Darlehen mit Zinsen abzahlen. Noch am 31. Dezember 1950 betrug der Rest des Darlehns von über 8.000,-- RM immerhin noch 5.700,-- RM. Trotz dieser, für die damaligen Verhältnisse sicherlich außerordentliche hohen finanziellen Belastung, wurde uns zwei Jungs eine sorgenfreie und glückliche Kindheit ermöglicht. Aber wie das so ist, all das wurde immer als selbstverständlich hingenommen. Wie oft sich die Eltern den Kopf zerbrachen, wie sie ihre Schulden abstottern könnten, dass haben wir als Kinder nie wahrgenommen.

Am 30 Januar 1933 hat Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg als Reichspräsident Adolf Hitler im Interesse der extremsten imperialistischen Kräfte des deutschen Monopolkapitals zum Reichskanzler berufen. Trotz der Mahnung der Kommunisten „Hitler – das ist der Krieg“, blieben diese Worte von der Mehrheit des deutschen Volkes ungehört, man wollte diese Mahnung einfach nicht wahrhaben und ein nicht unerheblicher Teil des deutschen Volkes begrüßte mit Erwartung die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler. Damit begann eine der verhängnisvollsten Wege der deutschen Geschichte. Auch ich wurde kaum 12 Jahre später bis an den Rande des Untergangs mit hineingezogen.

Mit noch nicht einmal 5 Jahren verstand ich natürlich die Aufregung der Eltern oder wenn sie zusammen waren mit Onkel Albert Heinzl (es war der Mann von Tante Frieda der Schwester von Mutter) und Onkel Fritz Hübner (es war der Mann der Cousine von Mutter) in keiner Weise. Ich hatte zum Beispiel mächtig damit zu tun, dass die Schnur an einem Stock

den Kreisel der auf der Straße tanzte den richtigen Schwung verpasste. Das und andere Spiele waren für mich wichtiger als das, was außerhalb meines Horizontes vor sich ging.

Weihnachten war für uns immer ein besonderes Erlebnis. Natürlich war unsere Neugier groß, wenn die Eltern ihre Vorbereitungen für den 24. Dezember, den sogenannten Heiligen Abend, trafen. Damit wir ja nicht zuviel von den Heimlichkeiten mitbekamen, wurden wir mit Oma Marie in die Marien Kirche Werdau geschickt und konnten uns dort das jährliche Krippenspiel ansehen. Zu Hause angekommen, es war in der Zwischenzeit finster geworden, öffnete sich die Tür zum Wohnzimmer und ein Weihnachtsbaum leuchtete mit seinen Kerzen in unsere kindliche Herzen hinein. Unter dem Weihnachtsbaum waren dann für uns die Geschenke aufgebaut. Besondere Freude brachte uns eine Eisenbahn, die sich rund um den Weihnachtsbaum bewegte. Es war keine elektrische Eisenbahn, sie wäre für die Eltern viel zu teuer gewesen, sondern eine wo man die Lokomotive mit einem Schlüssel aufziehen konnte. Aber was wussten wir Knirpse schon von einer elektrischen Eisenbahn, die Freude war auch so groß genug.

Als wir schon in die Schule gingen, begann Vater mit uns Weihnachtsmänner zu bauen, diese trugen einen mit vier Kerzen bestückten Weihnachtsbaum, später haben wir dann diese Weihnachtsbäume mit elektrischen Kerzen versehen. Einen Weihnachtsmann hatte ich 1944 mit zum RAD nach Pommern genommen, dort wechselte er zu einem Vorgesetzten und brachte mir damit kleine Vergünstigungen ein. Noch heute beleuchten zwei dieser Weihnachtsmänner auf der

Schrankwand zu Weihnachten unser Wohnzimmer. Es wird aber notwendig sein die Verkabelung doch einmal zu erneuern.

Mit diesem unbeschwerten Kinderalltag war plötzlich Ostern 1934 Schluss. Günter musste, ob er wollte oder nicht, mit Lernen beginnen. Dieser neue Lebensabschnitt wurde selbstverständlich mit einer großen Zuckertüte versüßt.

Was hatte ich schon eine Ahnung davon, dass Hitler am 30. Juni 1934 in Berlin, München und anderen Teilen des Reiches ein grausames Blutbad unter seinen eigenen Anhängern anrichtete, dem über 1000 Personen zum Opfer fielen. Unter den Kugeln der Hinrichtungskommandos der SS starben Ernst Röhm und einige andere höhere und mittlere SA-Führer, sowie viele andere. Trotz dieses abscheulichen Verbrechens der Nazis und des bereits im September bis Dezember 1933 stattgefundenen Reichstagsbrandprozesses in Berlin und Leipzig u. a. gegen Georgi Dimitroff, blieben die Rufe der Nazigegner von den Massen ungehört. Auch die Worte Goethes „wer nicht Ambos sein will, der muss Hammer sein“ die Dimitroff in seinem Schlusswort der deutschen Arbeiterklasse zurief, hatten, wie sich in den nächsten Jahren verhängnisvoll zeigte, nur geringe Wirkung.

Günter musste jedoch, trotz dieser dramatischen Entwicklung die sich in Deutschland vollzog, von nun an mit Schiefertafel, Kreide und Schwamm ca. 400 Meter in die Knabenschule, gegenüber der katholischen Kirche, gehen und den langwierigen Weg der Erkenntnis und des Wissens beschreiten.

Heiratsregister Nr. 165 des Jahres 1923 H

Heiratschein.

Vornamen und Familiennamen des Mannes _____

Josef Emil Reichert,

Stand: Fipfler,

aus Langenbrunnhof bei Perstau

geboren am 6. ten September 1898

in Langenbrunnhof bei Perstau

Vornamen der Frau: _____

Julwig Gretel

geborene Kaufmann

aus Perstau,

geboren am 25. ten November 1900

in Perstau

Eheschließung am 17. ten November 1923

in Perstau

Perstau, am 26. Mai 1921

Der Standesbeamte

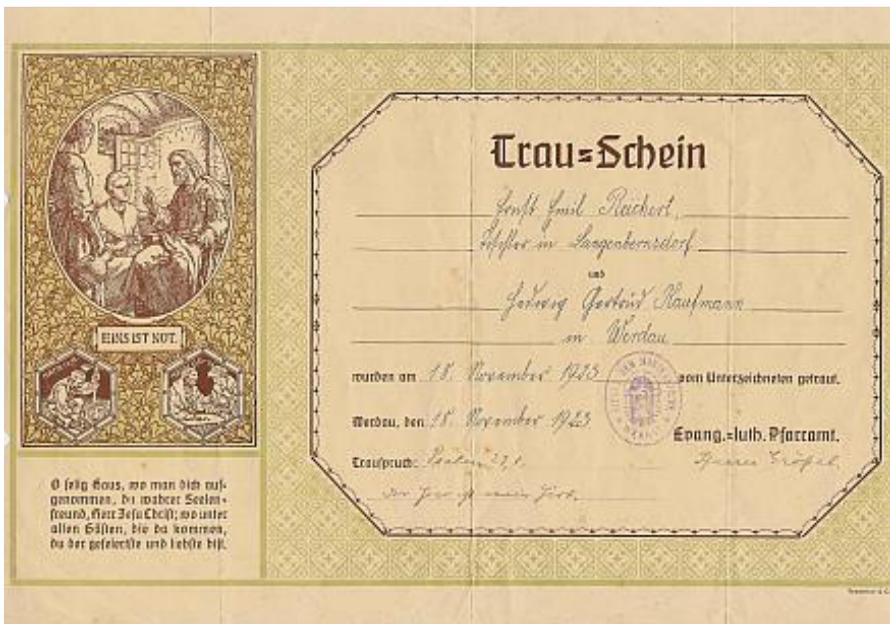


Ehemann: Geburtsregister Nr. 56 1898

des Standesamtes Langenbrunnhof

Ehefrau: Geburtsregister Nr. 941 1900

des Standesamtes Perstau



Zwischen
 der Stadtgemeinde W e r d a u
 und
 Herrn *Emil Reichert*

wird folgender Pachtvertrag abgeschlossen:

1.
 Die Stadtgemeinde Werdau verpachtet an Herrn *Emil Reichert*
 die im vormaligen Stadtortgelände gelegene Parzelle Nr. *1999 1/2*
 die etwa *470* m² groß ist, vom 1. April 1926 ab bis auf
 weiteres.

2.
 Als Pacht sind für das Jahr 1926 = 3 Pfg. für 1 qm = *12,30* M
 zu zahlen. Vom 1. Januar 1927 ab beträgt der Pachtpreis *3 %* vom
 Kaufpreis für 1 qm zu 3,50 M, das sind bei *470* qm = *14,10* M jähr-
 lich. Für das Jahr 1926 ist der Pachtpreis am 1. Oktober 1926, für
 die folgenden Jahre in Halbjahresraten am 30. Juni und 31. Dezember
 jeden Jahres an die Stadtkasse zu bezahlen.

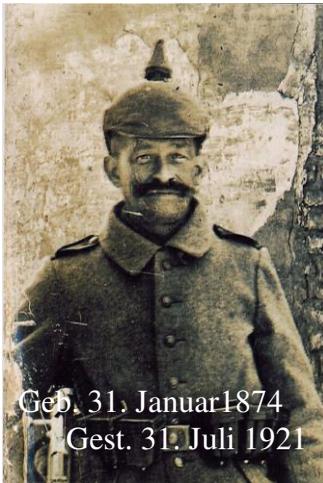
Die Großeltern



Geb.: 3. Juli 1870
Gest. 31. Oktober 1927

Geb.: 4. Juli 1869
Gest. 22. Mai 1948

Hulda und Louis Reichert



Geb. 31. Januar 1874
Gest. 31. Juli 1921



Geb. 23. September 1871
Grst. 22. Juni 194

Oswald und Marie Kaufmann

Die Eltern



Vor ihrer Hochzeit



In den Kriegsjahren

Zur Goldenen Hochzeit 1973

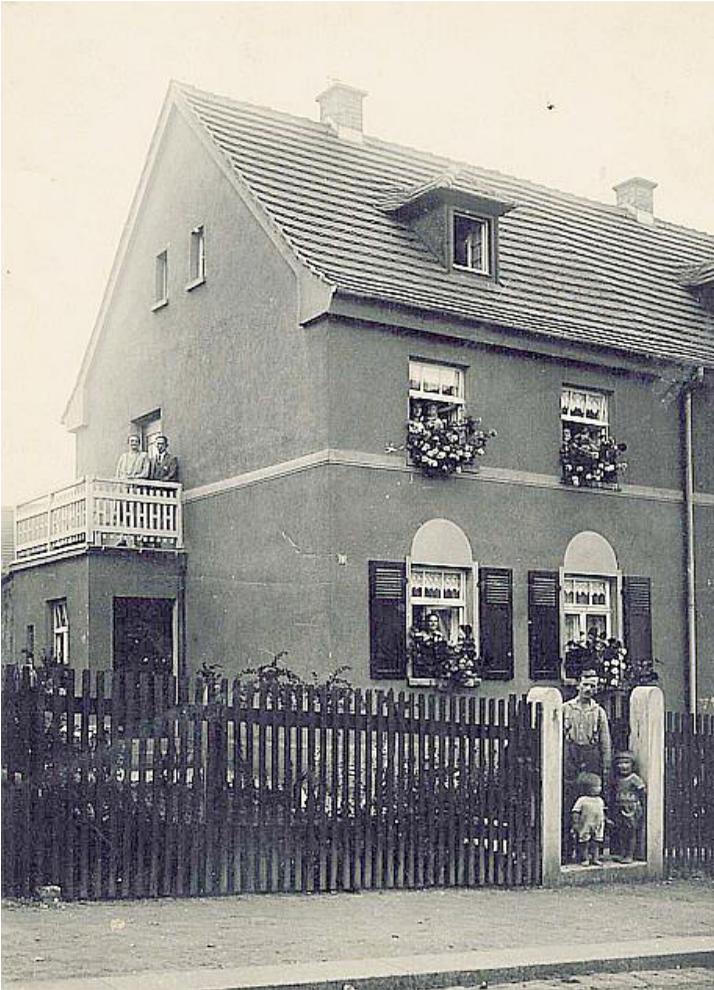


1977

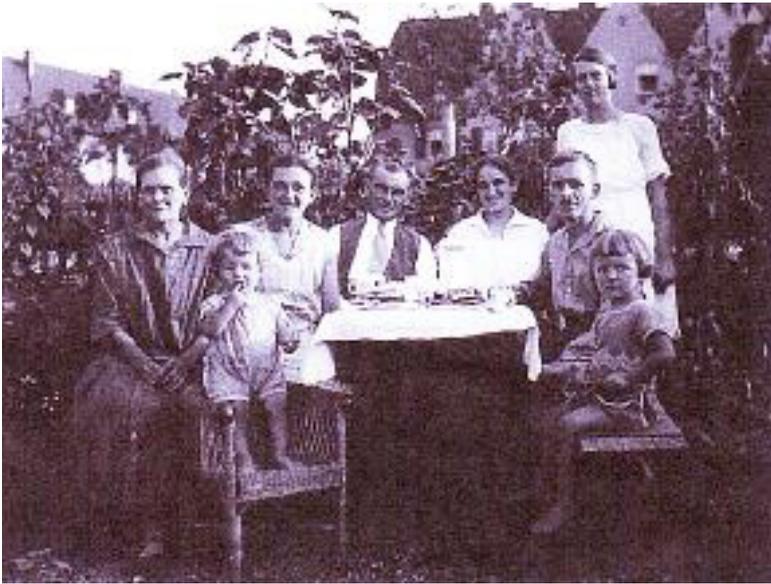


Geb.: 25. November 1900
Gest.: 16. Juni 1979

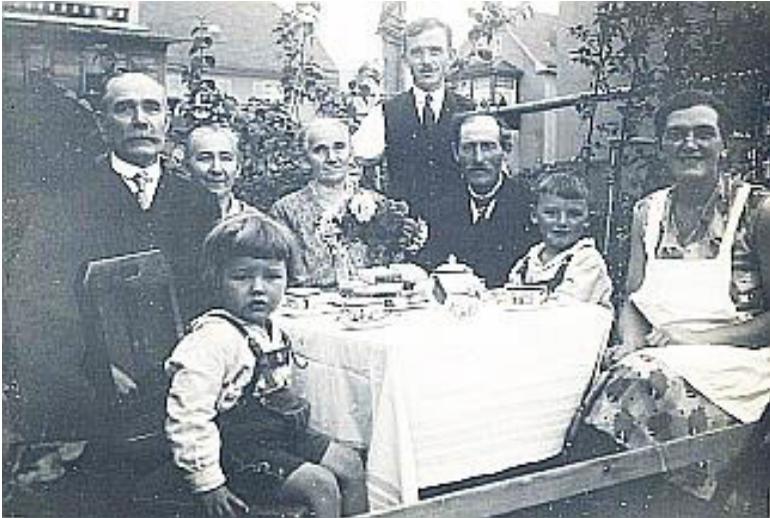
Geb.: 6. September 1898
Gest.: 19. Januar 1986



*Das Geburtshaus, Kantstraße 9
ca. 2 bis 3 Jahre später
(auf dem Balkon: Tante Frieda
und Onkel Albert Heinzl)*



Im Garten! von links: Oma Marie. Ich, Mutter, Onkel Kurt (Bruder von Vater) und seine Frau Marie, Vater, Tante Lisbeth u Hartwig



Im Garten! Von links: Max u. Emma Kramer (Schwester von Anna Leistner), ich, Anna (Kusine von Vater) u. Emil Leistner, dazwischen

Vater,



Das Haus der Großeltern in Langenbernsdorf.
Heute wohnt dort die Enkeltochter von
Onkel Hans Reichert, Simone mit ihrem Mann
Daniel und ihren drei Kindern



Hartwig am Lenkrad
Günter auf dem
Rücksitz eines
Dreirades vor dem
Haus der Großeltern
In Langenbernsdorf,
links: Mutter



Schwieriger Transport: Güter mit Nachbarskind ziehen
Hartwig im kleinen Handwagen.



Verdiente Pause: links Günter, im Sessel Hartwig
Im Leubnitzer Bad



Mutter und Tante Gusti rechts, Günter hoch oben



Günter links, Hartwig rechts, daneben Tante Gusti,

in der Mitte Mutter (mit Badekappe)



Schuleinführung ein besonderes Ereignis!
Eine volle Zuckertüte sollte diesen neuen
Lebensabschnitt
versüßen.



Glückliche Tage!

Günter,
noch bevor
er in die Schule
musste





**Vater als Soldat
bei der
Marine-Artillerie
im 1. Weltkrieg**





Hartwig und Günter mussten sich als
Geburtstagsgratulanten verkleiden

1934 –1942

Wenn man vom Hauptbahnhof Werdau die Bahnhofstraße hinuntergeht, in die Waldstraße links einbiegt, kommt man nach einigen hundert Metern eines steilen Anstieges der Straße über eine Eisenbahnbrücke. Auch auf kürzerem Weg u.z. durch den Güterbahnhof kommt man zur Brücke. Bereits auf der Brücke sieht man oberhalb mitten auf der Holzstraße die katholische Kirche. Die Holzstraße geht links an der Kirche vorbei und nach rechts beginnt die Stadtgutstraße. Verfolgt man die Stadtgutstraße so ist links ein Platz, jetzt steht dort eine Kaufhalle, zu DDR-Zeiten war hier der Konsum. Schreitet man quer über den Platz nach rechts, dann ist man schon auf der Kantstraße.

Am Beginn der Stadtgutstraße, an der Kreuzung Holzstraße und Diesterweg steht die ehemalige Knabenschule Werdau, heute noch die Diesterwegschule. Diese Schule wurde neu gebaut und nahm erstmals 1928, im Jahr meiner Geburt, ihren Betrieb auf. Hier begann also meine wissenschaftliche Laufbahn. Soweit ich mich noch erinnern kann, waren meine schulischen Leistungen eher mittelpträchtig. In den Einschätzungen meiner 8jährigen Schulzeit heißt es u.a.: „willig, gutmütig und kameradschaftlich, träumt zu viel“ und etwas später: „arbeitet gleichmäßig, steigerte seinen Fleiß“

Bald wurde die Schiefertafel und Kreide durch schreiben mit Tinte und Feder auf Papier abgelöst. Unsere Sitzbänke hatten Klappsitze und am oberen Ende der Schreibfläche waren Tintenfässchen eingelassen. Nicht selten war mehr Tinte an den Fingern, als auf dem Papier. Unsere Schreibversuche mussten wir noch mit der schwierigen Sütterlinschrift

beginnen, die aber bald durch die heute noch übliche Schrift abgelöst wurde.

Heute gibt es viele Diskussionen, wie sich die Lehrer gegen Disziplinlosigkeit und wachsende Gewalt an den Schulen durchsetzen könnten. Zu unserer Zeit konnte sich der Lehrer noch mit roher Gewalt Gehör und Disziplin verschaffen. Eine „Kopfnuss“, d.h. die Hand des Lehrers schlug kräftig auf den Hinterkopf oder an den Ohren ziehen war an der Tagesordnung. Am unangenehmsten aber waren Schläge mit dem Rohrstock auf die Finger oder das Hinterteil. Entweder man konnte kaum noch den Federhalter halten, oder sich nicht auf seinen Hintern setzen. Von all diesen „guten“ Sachen habe ich, so wie die anderen, durchaus Gebrauch gemacht. Auch zu Hause war ein gefürchtetes Marterinstrument der Ochsenziemer. Soweit ich mich noch erinnern kann, kam er bei uns nur einmal zum Einsatz. Hartwig kam dann auf die Idee, die einzelnen Lederriemchen die an einem Holzgriff befestigt waren so einzuschneiden, dass sie weitere Schläge nicht mehr überstanden hätten. Das blieb, dem Himmel sei gelobt, uns und dem Ochsenziemer erspart.

Dass die Lehrer nicht nur mit Leistung, sondern auch mit Wohlwollen der Eltern zu beeindrucken waren, konnte ich nach einigen Jahren Schulzeit ebenfalls kennen lernen. Unser Lehrer Herr Graumüller, war eines Tages mit meiner Leistung nicht zufrieden. Er hatte Bedenken, dass ich das Jahresziel erreichen würde. Da kamen die Eltern auf die geniale Idee, Herrn Graumüller zum Schlachtfest einzuladen. Im Stall hinter dem Haus hatten die Eltern neben Kaninchen, Ziegen und Gänsen viele Jahre auch meist zwei Schweine zu versorgen. Es war für mich keine angenehme Aufgabe, für

diese Schweine mit den kleinen Handwagen von anderen Leuten Essenabfälle einzusammeln. Aber in den Kriegsjahren, als die Lebensmittel rationiert waren, hatten wir dadurch immer gepökelttes Fleisch, geräucherte Wurst und Schinken auf unserem Speiseplan.

Schlachtfeste waren viele Jahre immer wieder besondere Ereignisse. Irgendwie müssen es die armen Schweine gespürt haben, wenn es ihnen an den Kragen ging und sie aus ihrem Stall hinten am Hof herausgetrieben wurden. Lautes Quicken läutete den letzten Akt des Schweinelebens ein. Der vom Vater angeheuerte Fleischer setzte das Bolzenschussgerät zwischen die Augen des Schweins und „bumm“ es streckte alle Viere von sich. Mit etwas Mühe wurde der Schweinekörper in einen Holzzuber bugsiert, mit kochendem Wasser abgebrüht und von den Borsten befreit. Nachdem der Trichinenbeschauer das Fleisch freigegeben hatte wurde es in einzelne Teile zerlegt und ins Waschhaus getragen. Im Kessel brodelte bereits das Wasser und hinein mit dem Fleisch, aber auch mit den in Därmen gefüllten Würsten, sicherlich auch Gewürze und Salz, so dass sich das Wasser in eine schmackhafte Wurstbrühe verwandelte und auch das Wellfleisch war nicht zu verachten. Alle Erwachsenen, die sich am Schlachtfest beteiligten, durften natürlich hin und wieder, zwecks besserer Verdauung, einen Schnaps probieren. Verschiedenes Fleisch kam aber nicht in den Kessel, sondern in ein Holzfass, wurde mit Salz bestreut und als Wintervorrat eingepökelt.

Nach ein paar Tagen fuhren wir dann die Leber-, Blut-, und Bratwürste und die Schinken mit dem Handwagen in die Räucherei. Diese befand sich Stadtwerts auf der Ronneburger Straße gleich neben der großen Eisenbahnbrücke. Ein

angenehmer Duft umwehte jedes Mal unsere Nasen, wenn wir Tage später die fertig geräucherten Würste und Schinken abholten. All diese feinen Sachen kamen dann in einen vom Vater selbst gebauten Schrank, dieser hatte eine Gazetür, damit genügend Luft an die geräucherten Köstlichkeiten kam und stand im Keller gleich neben dem Pöckelfaß.

Was hat sich noch in meinem Gedächtnis erhalten? Aber ja, wenn man von der Straße in unseren Garten kam, an der Giebelseite vorbei lief, dann war rechts im Anschluss an den Vorbau, auf dem sich der Balkon befand, ein vom Vater selbst hergestellter Holzverschlag in dem sich ca. 12 Boxen befanden, die von zahlreichen Kaninchen bevölkert wurden. Kaninchenzucht war ein besonderes Hobby von Vater. Manchmal durfte auch ich mit in Versammlungen des Kaninchenvereins gehen, in dem Vater Mitglied war. Sie fanden meist in einer Gaststätte am Brühl, in Nähe der Pleiße, statt. Wenn Vater wieder einmal ein Kaninchen für die Pfanne vorbereitete, dann hielt ich doch etwas Abstand, denn das war nicht für's Gemüt von Günter. Aber wenn es an Sonn- oder Feiertagen Kaninchenbraten mit grünen Klößen gab, dann war ich natürlich mit vollem Eifer dabei.

Im übrigen, da ich jetzt schon einiges über die Kleintierhaltung auf der Kantstraße berichtet habe, noch zu einem weiteren Ereignis. Es betrifft unsere Enten, die ebenfalls unseren Hof und Garten bevölkerten. Eines Tages sagte Vater zu mir: „Günter, zieh dich ordentlich an, wir gehen jetzt nach Langenhessen und werden Enteneier zum Ausbrüten hinschaffen“. Wir gingen diesmal die Kantstraße hinab, zwischen den Landwehrteichen hindurch und auf der anderen Seite die Straße aufwärts in Richtung wo heute das neue

Krankenhaus steht und weiter zum Nordbahnhof Werdau, nicht mehr allzu weit und wir hatten Langenhessen und unser Ziel erreicht. Langenhessen ist der nächste Ort nach Werdau in Richtung Crimmitschau. Dort befand sich eine künstliche Brutmaschine in welcher Hühner-, Gänse und Enteneier ausgebrütet wurden. Es wimmelte nur so von den vielen kleinen Küken aller Art. Nachdem es unsere Küken geschafft hatten sich aus dem Ei herauszukämpfen, konnten wir ca. 15 Stück in einem Pappkarton nach Hause hohlen. Mutter hatte das Entenquartier schon vorbereitet und auch für Futter und Wasser war gesorgt. Jeden Tag wurde jetzt begutachtet, wie viel sie wieder gewachsen waren. Aber das ging recht langsam vonstatten. Sie kamen einfach über eine gewisse Größe nicht hinaus. Nun haben Enten die Eigenschaft, dass sie alles was sie mit ihrem Schnabel aufgeschnappt haben mit Wasser hinunterspülen müssen. Diese 15 Enten haben Mutter schier zur Verzweiflung gebracht, denn meist war über die Hälfte ihres Futters im Wassertrog liegengeblieben. Wenn ich mich richtig besinne, hat es keine dieser Enten bis in die Bratpfanne geschafft. Sie mussten sicherlich Platz machen für die neu aufgenommenen Gänse.

Gänseküken waren zwar schwieriger aufzuziehen als Entenküken, aber zu Weihnachten ein Gänsebraten mit grünen Klößen auf dem Tisch, da schlägt das Herz gleich viel höher. Die kleinen Gänseküken wurden in den ersten Tagen vorrangig in der Küche beherbergt, Brennnesseln mussten gesammelt und zerkleinert werden und wurden den Küken mit als Futter verabreicht. Damit die Gänse auch ab und zu ins Wasser kamen trieb sie Mutter die Kantstraße hinab zu den Landwehrteichen, wo sie dann majestätisch auf dem Wasser

ihre Runden drehten. Nun ja, Gänsebraten mit grünen Klößen, das ist bis heute ein Weihnachtfestessen geblieben.

Genug der Plauderei über unsere Kleintierzucht, versuchen wir den Gedanken an Herrn Lehrer Graumüller wieder aufzugreifen. Er nahm die Einladung zum Schlachtfest mit Freuden an, nahm noch ein kleines Päckchen mit nach Hause und von wegen, dass Günter das Klassenziel nicht erreichen würde, davon war keine Rede mehr.

Nicht nur Fächer wie Lesen, Schreiben und Rechnen hatten wir, wir mussten auch in den Schulgarten und hier verschiedene Arbeiten ausführen. In der Turnhalle konnten wir unsere sportlichen Talente entwickeln. Da zu dieser Zeit in den meisten Wohnungen keine Bäder vorhanden waren, war in einem größeren Kellerraum ein gemeinschaftliches Bad eingerichtet worden. Ganze Klassen wurden dort hineingetrieben und dann kam aus unzähligen Brausen an der Decke entweder warmes oder kaltes Wasser auf unsere jungen Körper herab. Dieser Spaß wiederholte sich in jeder Woche einmal, sodass jeder, auch wenn er sich zu Hause nicht gewaschen hatte, frisch und sauber, diesen Raum verlies.

Im übrigen kam Vater einmal auf die Idee, unsere beiden Ziegen an den kleinen Handwagen anzuspannen und Hartwig die Zügel anzuvertrauen. Entweder Hartwig war kein guter Ziegenlenker, oder die beiden störrischen Tiere hatten anderes im Sinn, jedenfalls kam es selten zu einer ruhigen Ausfahrt.

Relativ ruhig verliefen die Jahre im Haus Kantstraße 9. Des Lesens mächtig wurden neben den obligatorischen Schulbüchern und dem Lesebuch auch andere Literatur

gelesen. Zuerst waren es die Märchen von den Gebrüder Grimm oder dem Struwpeter. Noch heute in meinem Besitz ist das Buch von Max und Moritz, oder (allerdings nur noch in einzelnen Seiten) das Buch der „Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde Werdau“ über die Geschichten von Mieke Meier, oder der Jahrbücher für Arbeiterkinder in Stadt und Land, der Jahrgänge 1931, 1932 und 1933, ebenfalls herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde. Die Eltern haben diese Bücher über die Zeit des Faschismus gerettet, obwohl sie streng verboten waren, denn die Kinderfreunde bzw. das Kinderland oder auch die „Roten Falken“, waren die Kinderorganisation der SPD. Onkel Kurt (der Bruder von Mutter) und Tante Liesbeth (die Schwester von Mutter) waren beide Mitglieder der SPD. Sie nahmen uns bis zum Machtantritt von Hitler, als die SPD noch nicht verboten war, mit zu den Nachmittagen des Kinderlandes. Noch heute kann ich mich an die Baracke erinnern, in der diese Zusammenkünfte stattfanden. Sie befand sich hinter dem Stadtbad auf der Ziegelstraße. In Erzählungen und Bildern wurde bereits den Kindern erklärt, was es heißt zur Arbeiterklasse zu gehören und wie man sich gegen Unterdrückung wehren kann. So heißt es z.B. in einem Erntelied:

*Wir waren Knechte
Und hegten die Saat.
Jetzt fordern die Rechte
Wir bei der Mahd.*

*Die Sensen blinken,
Die Sonne brennt heiß.
Die Aehren sinken,
Betaut mit Schweiß*

*Wir binden die Garben
Und fuhren sie ein.
Hinfort soll kein Darben
Auf Erden sein.*

*Auf freien Felde
In sonnigen Glanz
Binden der Welt wir
Den Erntekranz.* (Bruno Schönlank)

Aber auch ein Gedicht von Hoffmann von Fallersleben (1798 – 1877) war in einem Jahrbuch zu lesen

Mutig voran

*Nicht betteln, nicht bitten!
Nur mutig gestritten!
Nie kämpft es sich schlecht
Für Freiheit und Recht.*

*Und nimmer verzagt.
Von neuem gewagt!
Und mutig voran!
So zeigt sich der Mann.*

*Wir wollen belachen
Die Feigen und Schwachen.
Wer steht wie ein Held,
dem bleibt das Feld.*

*Einst wird es sich wenden,
einst muß es sich enden
zu unserem Glück.
Drum nimmer zurück*
(Hoffmann von Fallersleben >1798-1874<)

Auch das Bild mit durchkreuzten Zigaretten und einer Schnapsflasche mit Gläsern und der Mahnung:

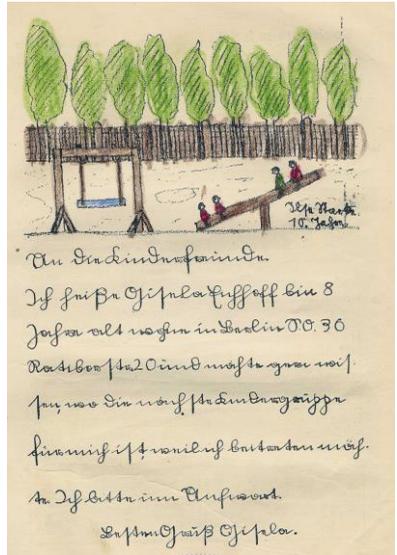
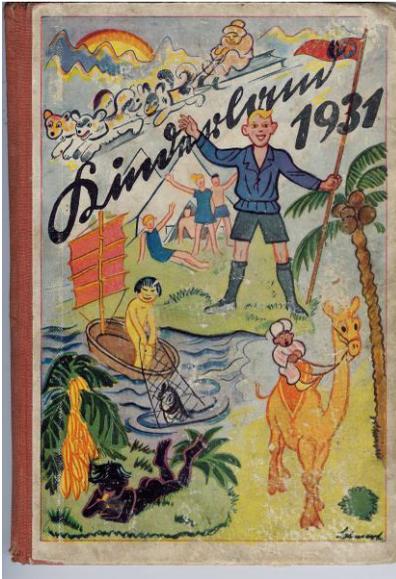
*“Wir Arbeiterkinder sind gegen
Alkohol und Nikotin“*

hatte seine Wirkung bis heute.

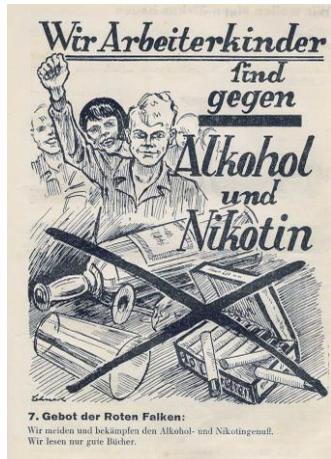
Besonders spannend bei unserer Lektüre waren die Bücher von Karl May oder die Zukunftsromane von Hans Dominik. Neben dem Lesen war ein beliebtes Spiel das Flohhüpfen. Kleine flache und runde Plastescheiben mussten aufeinander oder in einen Becher geschnipst werden. Das Zusammenfügen der einzelnen Teile des Stabilbaukastens förderte unser handwerkliches Geschick. Das war später beim Aufbauen des Weihnachtberges von Vorteil.

Natürlich mussten wir auch kleine Arbeiten im Haushalt übernehmen, so z.B. Schuhputzen. Das war aber bei uns Jungs nicht gerade beliebt und es wurde sehr darauf geachtet, dass diese Aufgabe möglichst zwischen Günter und Hartwig gerecht verteilt wurde. Auch heute noch ist Schuhputzen nicht gerade eine Stärke von Günter. Dagegen war die Wäsche mit der Gieskanne einwässern, die Mutter auf die Wiese zum Bleichen ausgelegt hatte, direkt angenehm. Ab und zu bekamen wir von den Eltern auch etwas Taschengeld. Das wurde dann u.a. in Kuchenrändern, Süßigkeiten oder Zündplättchen (damit konnte man herrlich knallen) umgesetzt.

Ohne Übertreibung kann ich sagen, dass die Winter damals besser hielten, was der Name verspricht. Es gab Schnee in Hülle und Fülle. Im Hof konnten wir deshalb immer große Schneehäuser bauen. Mit den Skiern ging es vor allem auf einen Hang an Maiselsbach. An einer Stelle, wo der Hang steil



Das ist Mieke Meier





Die Knabenschule „Diesterwegschule“ in Werdau



Günter im zweiten Schuljahr: erste Reihe Mitte



Hartwig bei seinem berühmten Spagat



Auf Skiern
durch den
Winter

zum Bach abfiel, wurde eine kleine Sprungschanze gebaut und jeder versuchte am weitesten zu segeln. Gegen Hartwig hatte ich jedoch keine Chance.

Hartwig hatte auch am Turnen seine Freude entdeckt und so war es kein Wunder, dass er bereits 1934 mit acht Jahren Mitglied im Turnverein Germania wurde. Auch mich hat er dann in den Turnverein eingeführt. Zum Sportlerheim Germania ging es an der Knabenschule vorbei, die Holzstraße hinunter bis zur Post, dann schräg über den Johannisplatz und über die Pleiße, schräg über die Plauensche Straße und dann der Parkstraße entlang, am Anfang des Stadtparks links die Ludwig Jahn Straße hoch. Oberhalb des Stadtparks lag das Sportlerheim Germania mit Gaststätte, Turnhalle und Sportplatz. Die Turnhalle hatte auch eine Bühne, wo des öfteren Schauvorführungen der Turner abgehalten wurden. Hartwig war meist mit dabei, ich und die Eltern konnten dann zum Beispiel seinen berühmten Spagat bewundern.

Meine sportlichen Erfolge fallen gegenüber Hartwig eher bescheiden aus. Nur einmal 1942 nahm ich an den Sachsenmeisterschaften in Mittweida mit teil. Dass die Turner des Turnvereins Germania Werdau den Sachsenmeistertitel erkämpften, war mehr Hartwigs Leistung mit zu verdanken. Noch heute ist Hartwig mit 77 Jahren aktiver Teilnehmer der Deutschen Turnfeste. Hier errang er 1990 in Dortmund in seiner Altersklasse die Bronzemedaille. Heute ist vom Sportlerheim Germania Werdau nichts mehr zu sehen. Vor einigen Jahren wurde alles abgerissen oder wie heute die „Sieger der Geschichte“ sagen, zurückgebaut. Im Fitnessraum seiner Pension in Mitweide hat Hartwig anschaulich seine 70jährige Sportgeschichte dokumentiert.

Bereits in der Schule mussten wir des öfteren bei den Bauern mit aushelfen. Da ging es sowohl um das Rübenverziehen, aber auch das Flachsraufen war meist mit angesagt. Wandertage, die später mit dem Fahrrad durchgeführt wurden, gehörten auch zum Schulalltag.

Im Winter verwandelte sich die Kantstraße zur Schlittenbahn. Manchmal wurde die Straße für den Autoverkehr gesperrt, dann gehörte die Straße den Kindern und Jugendlichen bis spät in die Nacht. Am schönsten war es, wenn zwei Schlitten zusammen- gebunden wurden und wir als Bob so richtiges Tempo erreichten. Bei langanhaltenden Frost wurde aber zu unserem Leidwesen die Schlittenbahn durch Brauereifahrzeuge arg in Mitleidenschaft gezogen. Das dicke Eis auf den Landwehrteichen wurde mit Sägen in große Blöcke geschnitten. Mit langen Haken wurden die Eisblöcke dann an Land gezogen und auf die Pferdefuhrwerke geladen. Vier kräftige Brauereipferde zogen den beladenen Wagen mit mächtigen Geschnaufe die Kantstraße hinauf und weiter bis kurz vor den Güterbahnhof. Hier hatte die Brauerei ein Lager, wo sie die Eisblöcke untergebracht wurden.

Wenn kein Eis mehr in die Brauerei gefahren wurde, dann gehörte die Straße wieder uns. Besonders romantisch wurde es, wenn sich der Abend einstellte und die Gaslaternen mit ihren spärlichen Licht die Straße erleuchteten. Ein besonderes Gaudi für uns bestand darin, dass wir am Ende der Kantstraße, an den Teichen, den Bahndamm, kurz vor dem Westbahnhof mit den Schlitten hinunterfuhren genau auf eine bestimmte Laterne zu. Mit dem Aufprall des Schlittens wurde entweder die Gaslaterne zum Leuchten gebracht oder aber ausgelöscht. Auf diesem

Bahndamm fuhr die Eisenbahn vom Hauptbahnhof Werdau in Richtung Westen bis nach Wünschendorf. Nach dem Krieg wurde das zweite Gleis abgerissen und als Reparationsleistung in die Sowjetunion geliefert. Mit unseren Enkeln Jan und Frank sind wir manchesmal bis nach Wünschendorf in den Märchenwald gefahren. Zu schade, dass vor einigen Jahren diese Bahnstrecke still gelegt wurde, weil sie sich nach den Vorstellungen der heutigen Bundesbahn nicht mehr rechnet.

Früher wurde diese Bahnstrecke noch vom „Westexpress“ befahren. Nach dem der Zug den Westbahnhof von Werdau passiert hatte schnaupte er eine Strecke von ein bis zwei Kilometer aufwärts, an beiden Seiten der zweispurigen Schienen erhob sich eine Böschungen von ca. 10 Meter Höhe. Die Bahnstrecke verlief parallel zur Ringstraße, welche sich auf der linken Seite der Bahnstrecke befand. Zwischen Bahnstrecke und Ringstraße waren Siedlungshäuser entstanden und in einem dieser Häuser wohnte Tante Frieda und Onkel Albert Heinzl. Hatte der Zug diese Schlucht passiert ging es noch durch die Brücke über welche die Holzstraße führt und schon war wieder einigermaßen flaches Land erreicht. Jetzt tuckerte er weiter durch Wiesen und Felder, bis er in den Werdauer Wald eintauchte. Nach einigen Minuten kam der nächste Haltepunkt, der Bahnhof Langenbernsdorf. Er lag ziemlich außerhalb des Dorfes, so dass wir, wenn es zu Großvater nach Langenbernsdorf ging, kaum den Zug benutzten. Der Weg zu Fuß oder mit dem Fahrrad von der Kantstraße zum Großvater war fast genau so weit wie der Weg vom Bahnhof Langenbernsdorf bis dahin. Bevor wir jedoch das Fachwerkhaus am Uferweg erreichten, eröffnete sich für uns Kinder immer wieder eine neue Welt, denn wenige Meter vor dem Ziel befand sich eine Schmiede.



Günter (links) und Hartwig, mit unseren Ziegen



Klassenbild: 6. oder 7. Klasse mit Lehrer Nietzold



Klassenwanderung
mit Fahrrad.
Rechts:
Wolfgang Pätzold

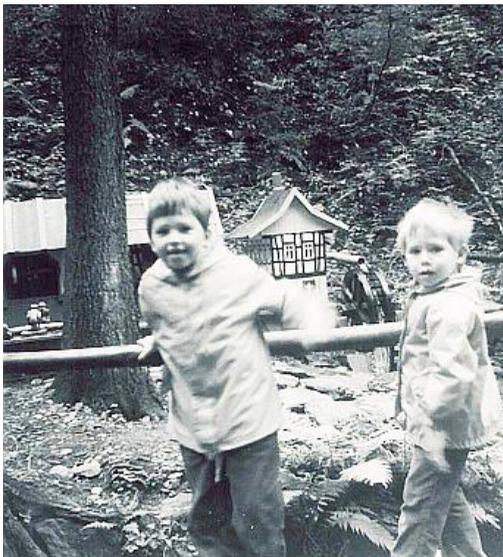


Mit den Eltern: Sonntags bei guter Laune
auf der Bank im Hof



Hartwig und Günter: Äpfel schmecken gut
und sollen gesund sein

**Günter und Hartwig
in ihren praktischen
Lederhosen**



**Wünschendorf:
Mit Jan und Frank
im Märchenwald**

Das Schmiedefeuer flackerte gespenstig vor sich hin und gab dem etwas dunklen Raum eine besondere Note. Wenn der Schmied mit einer langen Zange Eisen ins Feuer schob, dann sprühten die Funken und die brennende Kohle knackte laut vor Freude. Das rotglühende Eisen schwebte im Griff der Zange zum Amboss und mit kräftigen Schlägen des Gesellen entstand die vorgesehene Form. Hatte das glühende Eisen seine Form erreicht, kam es anschließend unter lautem Zischen in einen bereitstehenden Wasserbottich. Durch diesen Tauchvorgang verlor es seine leuchtend rote Farbe und kam als unscheinbares dunkles Metallstück wieder zum Vorschein. Wenn der Schmied den Pferden neue Schuhe, das heißt Hufeisen angepasst hatte, dann schmorte das Horn am Pferdefuß und ein Geruch vom verbrannten Horn durchzog die Schmiede.

Zu Hause waren die Eltern immer bemüht, das genügend zu Essen vorhanden war und es stets eine warme Stube gab. Vater baute deshalb für alle Fenster Doppelfenster, die dann bei Winterbeginn immer von außen eingehangen wurden. Vater hatte zwar Tischler gelernt, hatte aber zu Hause außer der Hobelbank und verschiedenen kleineren Werkzeugen wie Sägen, Schraubzwingen, Handbohrmaschinen, Stemmeisen u.a. keine Holzbearbeitungsmaschinen. Vorhaben wofür größere Maschinen erforderlich waren, wurden in der Tischlerei Fritsche erledigt. Diese Werkstatt befand sich am jetzigen Dr.-Rudolf-Breitscheid-Platz. Eine große Haustür, durch die auch größere Fahrzeuge hindurchkamen, gab den Weg frei um durch das Haus in den Hof zu gelangen. Links im Hof stiegen wir dann die Treppe zur Werkstatt hinauf. Holzspäne bedeckten den Fußboden und ein eigentümlicher Geruch schwebte im Raum. Da viele Teile mit warmen Leim zusammengesetzt wurden, war es erforderlich, aus kleinen

harten Leimtafeln – etwa so groß wie eine Tafel Schokolade – flüssigen Leim herzustellen. Die Tafeln kamen in ein Gefäß, welches in heißes Wasser gesetzt wurde, durch die Hitze schmolzen die Leimtafeln und der Geruch des warmen Leimes erfüllte unsere Nasen. Vielleicht sind die Besuche mit Vater in der Tischlerwerkstatt Fritsche ein Grund mit dafür, dass auch ich heute noch gern Arbeiten mit Holz durchführe. Im übrigen sind unsere Schlafzimmereimel und der Schrank im Waschsalon – es war der Schlafzimmerschrank der Eltern - noch von der Tischlerwerkstatt Fritsche aus Werdau.

Es war auch immer ein besonderer Tag, wenn der Bauer Dietzel Fritz einen ganzen Pferdewagen voll Briketts vor unserem Grundstück auskippte. Das Kellerfenster wurde ausgehangen, eine Rutsche davor gesetzt, mit den Eimern wurden die Briketts von der Straße bis zum Kellerfenster getragen und mit einem Schwung über die Rutsche in den Keller verfrachtet. Wenn es besonders kalt wurde und die Wärme in Ofen sollte länger aushalten, dann wurde auch ab und zu die etwas teuere Steinkohle auf das Feuern gelegt.

Natürlich flogen uns keine gebratenen Tauben, wie im Schlaraffenland ins Maul, sondern die Eltern mussten dafür hart arbeiten. Dass der Speiseplan durch das Halten von Schweinen, Ziegen, Karnickel, Gänsen, Enten und einmal auch mit Tauben angereichert wurde, davon habe ich schon berichtet. Gegenüber der katholischen Kirche, getrennt durch die Holzstraße, hatten die Eltern zusätzlich noch eine kleine Parzelle Gartenland gepachtet. Gemüse, Erdbeeren und vor allem Kartoffeln wurden hier angebaut. Besonders im Herbst zur Kartoffelernte waren wir Jungs gern mit dabei. Das trockene Kartoffelkraut wurde zusammen- getragen und

angebrannt, frische kleine Kartoffeln ins Feuer gelegt und nach kurzer Zeit als besondere Delikatesse verspeist.

Eier, Butter, Milch und Honig diese besonderen Sachen kamen aus Giegengrün. Giegengrün erreicht man über Kirchberg und Leutersdorf. Das Dorf bestand aus ca. sechs bis sieben Bauerngütern, unterschiedlicher Größe und vielleicht fünf bis acht einzelne Wohnhäuser. Scherzhafter Weise wurde immer gesagt, dass Dorf besteht aus einem Gendarm und sieben Spitzbuben. Meist wurde die Strecke von Werdau bis nach Giegengrün mit dem Fahrrad bewältigt. Bevor ich ein eigenes Fahrrad bekam, konnte ich mit Vater auf dem Kindersattel mitfahren. Wenn dann die Kirschen reif waren und an manchen Straßen in kleinen Holzhäuschen Kirschen verkauft wurden, dann war es ein besonderer Spaß, die Kirchkerne mit dem Mund auf das Vorderrad zu spucken. Nicht selten kam es dann zu einem richtigen Wettbewerb zwischen mir und Vater.

Im Winter wurde aber der Zug vorgezogen. Bis Wilkau-Hasslau über Zwickau ging die Reise in normalen Zügen vor sich und ab Wilkau-Hasslau hieß es umsteigen in die Schmalspurbahn. Zur Weihnachtzeit, wenn das Land unter einer dicken Schneedecke lag, es langsam zu dämmern begann und in den Fenstern der Wohnhäuser Bergmänner, Engel und Schwippbögen erstrahlten, dann war die Fahrt wie durch ein Märchenland. Mitten im Eisenbahnwagen stand ein Kanonenofen. Diesen konnte ich mit den dabei stehenden Briketts füttern und eine wollige Wärme im Wagon herbeizaubern. Die Fahrt endete in Bärenwalde, dann ging es zu Fuß einige Kilometer über verschneiten Felder und durch den tief verschneiten Wald bis in die warme Stube von Onkel Emil und Tante Anna.

In Giegengrün hatte Tante Anna und ihr Mann Emil Leistner eine kleine Landwirtschaft. Im Stall, der mit im Haus untergebracht war, standen, wenn ich mich richtig erinnere, vier bis sechs Kühe und einige Schweine. Hühner, Tauben und Gänse gehörten natürlich mit dazu. Wenn man durch die Haustür, zwei bis drei Stufen hoch, ins Haus trat, ging es links in eine große Stube, sie war Küche und Wohnzimmer zugleich, Geradeaus kam man in einen kleinen Raum wo die Milch separiert wurde. Manchmal gab uns Tante Anne etwas Sahne zum naschen. Butter wurde dann in der Küche bzw. Wohnzimmer in einem runden hölzernen Bottich hergestellt. Wir Kinder konnten dann des öfteren mit der außen angebrachten Kurbel die Flügelräder im inneren des Bottichs in Bewegung setzen und die Freude war groß, wenn sich dann Butterklumpen entwickelten. Die Butter wurde anschließend in kleinen Holzformen auf ihre endgültige Form gebracht und zur Abkühlung in einen steinernen mit Wasser gefüllten Bottich gelegt, der sich in dem Raum befand, wo die Milch vorher separiert wurde.

Da fällt mir übrigens die Geschichte vom Butterfrosch ein.

<Es waren einmal zwei Frösche, sie sprangen von Pfütze zu Pfütze und quakten lustig um die Wette. Der eine Frosch war von Natur aus Pessimist und der andere ein Optimist. Als sie sich einem Bauernhof näherten sahen sie im Hof einen Bottich stehen, darin war etwas Weißes und das duftete den Fröschen gehörig in ihre Nasen. Sie konnten der Versuchung nicht widerstehen und schwups sprang einer nach dem anderen in den Bottich. Sie landeten inmitten der Sahne, welche die Bäuerin vorher separiert hatte, um Butter herzustellen. Man sollte halt solch kostbare Sachen nicht unbeaufsichtigt im Hof stehen lassen, aber zu mindest wäre es besser gewesen, die Bäuerin hätte den Bottich mit Sahne abgedeckt. Die beiden Frösche aber, als sie sich die Bäuche mit Sahne vollgeschlaucht hatten, wollten jetzt ihren Landspaziergang fortsetzen. Da der Bottich nur zur Hälfte

gefüllt war, musste aber erst einmal der hohe Rand erreicht werden. Als der Pessimist die hohe Kante des Bottichs erblickte rutschte ihm das Herz bis hinab ins linke hintere Bein. Seine Verzweiflung war groß und sofort hatte er jeden Gedanken auf Rettung verloren. Er ergab sich seinem Schicksal und nach wenigen Augenblicken war er in der Sahne untergegangen und kam nie wieder zum Vorschein. Sein Gefährte aber, der Optimist, war der Meinung, es müsste doch gelingen mit einem kühnen Sprung den Rand des Bottichs zu erreichen. Immer und immer wieder ruderte er mit seinen Beinen, um zum Sprung anzusetzen. Aber auch er fand keinen Halt für einen Absprung. Nicht im geringsten kam ihn der Gedanke Aufzugeben und so strampelte und strampelte er in der Sahne weiter. Da plötzlich, was war das? Er spürte etwas Festes unter seinen hinteren Füßen. Durch das ständige Strampeln hatten sich in der Sahne kleine Butterklumpen gebildet, waren aber noch zu klein um eine sichere Absprungbasis zu haben. Also hieß es weiter Strampeln bis der Butterklumpen groß genug wurde. Erschöpft hielt er inne und erklimmte einen der größten Butterberge. Nach kurzer Verschnaufpause, er war ja vom vielen strampeln ganz erschöpft, setzte er zum Sprung an und im hohen Bogen segelte er über den Bottichrand wieder auf festen Boden. Durch seine optimistische Einstellung hatte er seine Freiheit wieder erlangt.>.

Immer, wenn in den zurückliegenden Jahren, ob im Beruf, beim Lernen oder in anderen Situationen kein Ausweg in Sicht war, dann erinnerte ich mich stets an die Geschichte mit dem Butterfrosch und siehe da, auf einmal ging es weiter.

Wenn man bei Onkel Emil und Tante Anna in Giegegrün durch die Tür ins Haus kam, ging es rechts in den Stall. Der Stallgeruch und die Wärme breiteten sich im ganzen Haus aus. Im Stall war auf der Giebelseite des Hauses eine Tür angebracht, sodass der Mist mit der Gabel direkt auf den Misthaufen geschoben werden konnte. Das besondere für uns

aber war ein kleines Holzkabuff, direkt an der Giebelseite des Hauses. Dort war wie gesagt der Misthaufen und am Rande des Misthaufens war der hölzerne Abort. Besonders im Winter war es sehr ungemütlich, wenn der kalte Wind durch die Bretterritzen pfiß und der nackte Hintern Luftkühlungen von unten erhielt.

Eine Treppe im Haus führte zum Dachgeschoss. Gleich rechts am Ende der Treppe wohnte Onkel Ewald, ein Sohn von Anna und Emil. Ewald war ein begabter Bastler, vor allem auf dem Gebiet der Elektrik und Schwachstromtechnik. Das erste Radio welches die Eltern besaßen hatte Onkel Ewald gebaut, zu einer Zeit, wo Besitzer eines Radios zu sein noch nicht alltäglich war. Hinter dem Haus drehte sich manchmal ein Wasserrad. Wenn es genug geregnet hatte, dann setzte ein kleines Rinnsal das Rad in Bewegung. Die Existenz dieses Wasserrades war sicherlich dem Experimentierdrang von Ewald zu verdanken. Die Lampe in der Stube konnte damit unabhängig vom sonstigen Stromnetz zum Leuchten gebracht werden. Besonders hell erstrahlte die Lampe zwar nicht, aber an ihrem ungleichmäßigen Flackern merkte man, wie ruckartig sich das Wasserrad drehte.

Von Onkel Ewald's Zimmer aus ging links ein Gang bis zum Hausgiebel. Das Fenster befand sich, wie konnte es anders sein, genau über dem Misthaufen. Links und recht vom Gang waren kleine Zimmer, in einigen befanden sich Betten die mit Strohsäcken ausgepolstert waren. Nach turbulentem Tagesverlauf konnten wir hier in das Reich der Träume entschwinden.

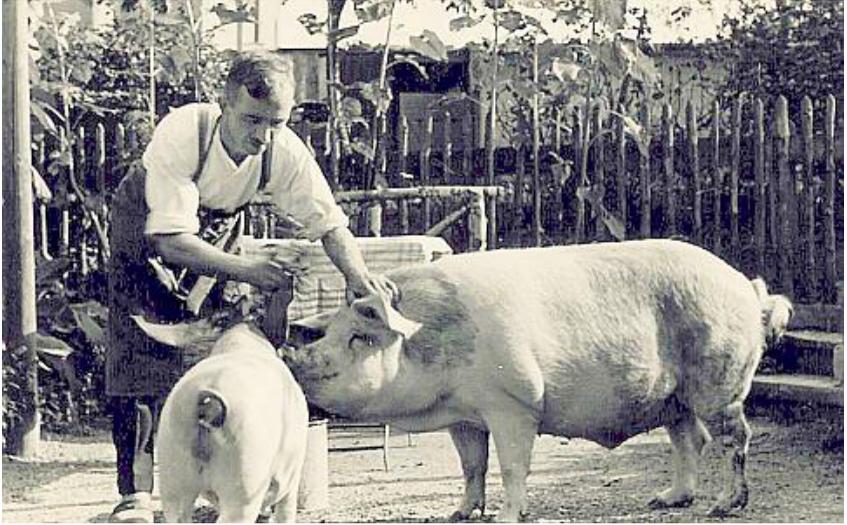


Links: Vater mauert den Anbau
Oben: der Anbau ist fertig.

Flotte Eltern:
Auf zur Fahrt
mit der
Schwalbe



Links: unsere Rodelbahn



Vater: Es ist gar nicht so leicht mit zwei Schweinen



Vater versucht sich
beim Fische räuchern



Mutter und ihre Gänse



In Giegenrün: Hilda Leistner vor dem Bienenhaus



**Hilda Leistner
zu ihrem
100. Geburtstag**



Günter als Erntehelfer in Giegengrün

Ewald Leistner
der Elektrobastler



Es waren immer glückliche Tage, wenn es wieder einmal nach Giegengrün ging. Vater hat auf dem Gut immer viel mit geholfen, auch wir mussten manchmal mit zupacken. Wir halfen beim zusammenraffen der Getreidegarben und stellten sie zu Puppen zusammen. Gerste stachelte dabei besonders an den Armen. Getreide und Heu einfahren machte viel Spaß, da wir uns dann oben auf den Getreide- oder Heuwagen setzen konnten. Onkel Emil besaß in seiner Landwirtschaft keine Pferde, deshalb mussten immer zwei Kühe diese Arbeiten, auch das Pflügen, übernehmen. Damit war aber wiederum der Milchertrag nicht so hoch und die Einnahmen gegenüber den Bauern mit Pferden wesentlich geringer. Emil Leistner brauchte immer viel Geduld, um das Gespann richtig ans Ziel zu bringen.

Die Scheune, links vom Eingangstor, war für uns Kinder immer ein besonderes Erlebnis. Noch deutlich sehe ich das Innere der Scheune vor mir. Das Heu war im linken Teil und das Stroh im rechten Teil der Scheune untergebracht. Wenn Heu eingefahren wurde, dann stopften wir Kinder es in die entfernteste Ecke der Scheune. Hier, wie auch sonst, war der Enkel von Emil und Anna, der ebenfalls Hartwig hieß, mit dabei. Er war in meinem Alter, wohnte mit seinen Eltern im Gut und war beim Dummheitenmachen immer mit vornan. Natürlich ließen wir beim Heu festtrampeln kleine Höhlen, worin wir uns gut verstecken konnten. Manchmal fanden wir auch im Heu ein Hühnerne mit Eiern. Ein kleines Loch in beide Spitzen und mit guten Appetit wurde das Ei ausgetrunken. Wenn das Getreide eingefahren war, dann wurde mitten in der Scheune, auf der Tenne, die Dreschmaschine aufgestellt und die Körner aus den Ähren herausgedroschen. Manchmal kam auch noch der Dreschflegel zum Einsatz, wenn

nur eine kleinere Menge Getreide bearbeitet werden musste. Mein Versuch mit den Dreschflügel das Getreide zu bearbeiten hatte aber meist nur einen geringen Erfolg. Die Tenne der Scheune war aber auch Schauplatz, sobald mit dem Bolzenschussgerät ein Schwein oder eine Kuh ins Jenseits befördert wurde. Anschließend war dann aber immer ein nahrhaftes Schlachtfest angesagt.

Nachdem wir so richtig mit zugewirbelt hatten, kam auch der Hunger. Dann rief uns Tante Anna und es ging in der Stube an eine lange Tafel. Besonders in Erinnerung ist mir noch, wenn auf der Tafel ein oder zwei große Emalienschüsseln standen, darin warme Milch und Brotstücke. Jeder hatte einen Löffel und langte je nach Laune in die Schüssel um sich eine Portion herauszuholen. Es dauerte nicht lange und von der Schüssel zogen sich strahlenförmig Milchspuren in Richtung aller Tischgesellen.

Eines Tages, es war kurz nach dem Frühstück, die Sonne hatte sich einen freien Platz am Himmel erobert, da kam Bruder Hartwig auf die Idee, wir werden zu dritt, d.h. die drei Jungs, ein Wettklettern veranstalten. Im nahegelegenen Steinbruch sollte jeder zeigen, wie hoch er die Felswand erklimmen kann. Da die beiden Hartwigs meist immer vorgaben, welchen Unsinn wir drei anstellen sollten, wurde noch eine Wäscheleine, sozusagen ein Kletterseil, gesucht und abging es. Wir zogen also den Feldweg entlang bis zum Wald und nach wenigen Metern hatten wir den Steinbruch erreicht. Mein Bruder Hartwig wollte natürlich wie immer der Beste sein. Unerschrocken erkletterte er Zentimeter für Zentimeter waghalsig die Felswand. Da plötzlich ein Schrei, sein Fuß war auf einem kleinen Felsvorsprung abgerutscht, seine Finger

fanden keinen Halt mehr und so stürzte er in die Tiefe. Als Hartwig Leistner und ich zu ihm hineilten, empfing uns ein leichtes Stöhnen. Er war glücklicherweise schon aufgestanden hielt sich aber mit der rechten Hand seinen Hintern. Wir holten Hilfe und Vater fuhr mit ihm zum Arzt. Mit ein paar Stichen wurde die Wunde vernäht und noch lange war dieses Sturz im Steinbruch Gegenstand unserer Gespräche. Ich kann nicht sagen, ob dieses Sturz das Gemüt von Hartwig nicht doch nachhaltig beeinflusst hat.

Vieles könnte man noch von den Tagen in Giegengrün erzählen. Nur noch einige kleine Erlebnisse. Ungefähr 50 Meter vom Hof entfernt, was ein kleiner Teich angelegt worden. Karpfen tummelten sich darin herum. Es war immer ein Spaß, wenn wir mit einer Holzbadewanne Kapitän spielen konnten. Nicht selten landeten wir auch kopfüber bei den Karpfen im Wasser. Oder wenn im Herbst der Mais hoch genug war, konnte wir uns darin verschlungene Wege bahnen und gut Versteck spielen.

Links an das Haus angrenzend war ein kleiner Garten. Darin befand sich ein Bienenhaus mit etlichen Bienenvölkern. Onkel Emil und seine Tochter Hilda hatten dort ihre fleißigen Arbeiterinnen, die auch für uns und später ebenfalls für Volker immer ausgezeichneten Honig lieferten. Ich hielt aber immer einen großen Abstand zu diesem für mich unheimlichen Bienenhaus. Ein Stachel von einer Biene in der Haut war alles andere als angenehm. Den Honig aber, den ließ ich mir schmecken.

Heute ist in diesem Bauernhof, in dem wir viele glückliche Tage im Jahr verbracht haben, ein Reiterhof mit Pension

untergebracht. Neu erbaut wurde eine Reithalle mit Pferdestall und einer Gaststätte. Zur Enkelin von Anna und Emil, Magda und ihrem Mann Klaus Lorenz haben wir heute noch gute Verbindung. Tante Hilda, die Mutter von Magda, beging im April 2003 ihren 101. Geburtstag.

Die Jahre vergingen und über Deutschland zogen sich dunkle Wolken zusammen, wenn das auch die meisten nicht wahrhaben wollten. Am 1. September 1939 entfesselte der faschistische deutsche Imperialismus den verheerenden zweiten Weltkrieg. 55 Divisionen, 2500 Panzer und 2000 Flugzeuge überfielen Polen. Als Vorwand für diese Aggression diente der fingierte Überfall auf den deutschen Sender Gleiwitz in Schlesien, den Angehörige der SS in polnischer Uniform am 31. August ausgeführt hatten. Wie ähnlich ist deshalb der vom USA Präsidenten Georg Bush begonnene Krieg gegen den Irak, wo angeblich vorhandene, aber nie gefundene, Massenvernichtungswaffen für die Rechtfertigung dieses Krieges herhalten mussten.

Außer, dass es bald zur Einführung von Lebensmittelkarten kam und Lebensmittel rationiert wurden, hatte der begonnene Krieg noch keine unmittelbare Auswirkung auf uns. In der Schule wurden wir aber jetzt täglich von Lehrern, die das Abzeichen der NSDAP anstecken hatten, über die großen „Heldentaten“ der deutschen Soldaten aufgeklärt. So wie schon Hartwig, musste auch ich in das Jungvolk eintreten und an Exerzier- und Geländeübungen teilnehmen. Mutter hatte großen Ärger mit den „Jungvolkführern“, denn diese verlangten, dass ich beim Dienst die Uniform vom Jungvolk anziehen sollte. Mit dem Argument der Mutter, „dafür haben wir kein Geld“ war ich nicht im Besitz einer Uniform und

konnte so eine Zeitlang den Dienst im Jungvolk entgehen. Eines Tages erhielt ich dann aber kostenlos eine Uniform und war somit gezwungen mitzumachen. Mir war damals nicht bewusst, in welche Gefahr sich Mutter durch ihre Äußerungen gebracht hat, den all zu oft schimpfte sie laut „über den Unsinn, den man mit uns anstellen würde“.

In unser Haus, Kantstraße 9, es war die linke Hälfte eines Doppelhauses, trat man durch die Haustür ein, sie war in einem kleinen Anbau an der Stirnseite des Hauses unter dem Balkon. Geradeaus war der Abort und erst nach dem Krieg wurde von Vater ein WC eingebaut. Rechts kam man dann in einen kleinen Hausflur. Auf der rechten Seite, zur Straße, war die Tür in die Küche und links von der Küche, auf der Straßenseite, war das Wohnzimmer. Geradeaus war das Wohnzimmer der Großmutter Marie. Linkerhand war eine Holzterrasse zum ersten Stock und rechts neben der Terrasse war eine Tür, dahinter gelangte man abwärts in den Keller. Oberhalb der Terrasse, im ersten Stock, war links das Schlafzimmer der Eltern. Geradeaus auf der Straßenseite, das Schlafzimmer der Großmutter und links davon das Schlafzimmer von mir und Hartwig. Wenn man über die Terrasse in den ersten Stock kam, ging es rechts auf den Balkon. Er wurde nach dem Krieg von Vater überbaut, sodass Mutter ihre vielen Blumen im Winter darin unterbringen konnte. Rechts neben der Terrasse befand sich die Tür die zum Dachboden führte. Vater hatte hier seine Hobelbank aufgestellt, die sich noch heute im Keller in Weißig ihres Daseins erfreut. Unter der Dachspitze war noch ein kleiner Verschlag, wir sagten Spitzboden dazu, wo Vater seine vielen Bretter gelagert hatte. In einigen Brettern hatten sich offensichtlich Holzwürmer einquartiert und wenn man dort

ganz ruhig dasaß, so konnte man hören, wie sie sich langsam durch das Holz ihren Weg bahnten.

Ein Bad gab es zu meiner Zeit im Haus nicht. Wir hatten aber gegenüber den Wohnungen in der Stadt den Vorteil, dass im Keller ein sogenanntes Waschhaus mit einem großen gemauerten Waschkessel vorhanden war. Wenn es am Wochenende zum Baden ging, dann wurde der Waschkessel angeheizt und das heiße Wasser in eine Zinkbadewanne gegossen. In diese Wanne fangen wir heute noch das Regenwasser im Gartengrundstück, Dachsweg in der Stiefelknechtsiedlung auf.

Im Waschhaus war aber nicht nur unser Bad (erst zu DDR-Zeiten richteten sich die Eltern ihr Bad im ehemaligen Schlafzimmer der Großmutter ein), sondern hier wurde auch große Wäsche gewaschen und wenn Schlachtfest war, verwandelte sich das Waschhaus in eine Fleischerei. Der Waschkessel hatte also viele Funktionen: Wasserreservoir für die Badewanne, Kessel zum Kochen der Wäsche oder zum Zubereiten der Wurst und des Wellfleisches. Auch für Zudelsuppe (geriebene Kartoffel in Wasser gekocht) und Zuckerrüben zur Herstellung von Sirup eignete sich der Waschkessel. Da Mutter kranke Finger hatte, sie waren steif und krumm geworden, hat Vater versucht ihr die Arbeit zu erleichtern. So hat er z. B. an die Waschmaschine, es war ein hölzerner Bottich mit Schwenkarmen in der Mitte, die mit einer Kurbel angetrieben wurden, einen Motor angebaut, der sowohl die Kurbel als auch die Wringmaschine, mit der die nasse Wäsche ausgepresst wurde, in Bewegung setzte.

Unter der Kellertreppe befand sich ein Sandhaufen in dem nach der Ernte Möhren, Kohlrabi und Rüben eingelagert wurden. In einem Kellerraum waren die Kohlen und das Holz für den Winter untergebracht und in einem weiteren Raum stand der Schrank mit der geräucherten Wurst und dem Schinken, ein Fass mit Pökelfleisch, einige Horden für die Äpfel und Birnen und ein Fass mit Sauerkraut. Es war immer ein besonderer Spaß, wenn es zum Einlegen des Sauerkrautes ging. Weißkohl wurde mit einem Krauthobel zerkleinert und in das Fass getan, dazwischen kamen geschnittene Möhren, Dill, Pfefferkörner und Salz. Wir durften dann als Kinder mit nackten Füßen das Kraut in das Fass einstampfen. Vielleicht hat es uns deshalb auch immer so gut geschmeckt.

Von Mutters Koch- und Backkunst nur noch soviel: Nudeln wurden nicht gekauft, sondern selbst hergestellt. Der fertige Nudelteig wurde mit der Rolle wie ein Kuchen glattgerollt, in feine Streifen geschnitten und diese zum trocknen über eine Stange gegangen, die über dem Ofen angebracht war. Besonders vor Weihnachten ging es ans Backen. Der fertige Pfefferkuchen kam dann in einen großen Topf (ca. 50 cm Durchmesser) der auf einem Regal, welches Vater an die Wand in die obere Ecke der Kellertreppe eingebaut hatte, stand. Wenn wir mal heimlich etwas davon naschen wollten, mussten wir immer gewagte Kletterkunststücke vollführen, so hoch war der Topf postiert worden.

Stollenbacken war immer eine besondere Angelegenheit. Die Küche musste warm genug sein und kein Luftzug durfte das Hefestück in Gefahr bringen. Der Stollenteig wurde zu Hause hergestellt, er musste tüchtig durchgeknetet werden, dass war gar nicht so einfach. Der fertige Stollenteig kam dann unter

Beachtung notwendiger Vorsichtsmaßnahmen, er durfte sich nicht erkälten, zum Bäcker Weißflog in die Backstube. Wir konnten noch zusehen, wie der Bäcker die Stollen formte, ein persönliches Stollenzeichen in den Stollen drückte und die Stollen in den Backofen schob. Nach ein paar Stunden konnten wir dann die fertigen Stollen abholen. Vorsicht war angebracht, damit ja keiner von den noch warmen Stollen zu Bruch ging. Im übrigen hat Tante Frieda viele Jahre für diesen Bäcker frühmorgens die Brötchen ausgetragen. Sie hing die frischen Brötchen einfach ans Gartentor und ehe wir zur Schule liefen, konnten wir zum Frühstück noch frische Brötchen essen.

Frische Brötchen , darauf frische Butter und dazu evtl. noch Kakao, das war was für Günter. Oft kam die Butter von einem Bauernhof aus Langenbernsdorf. Im Tragekorb auf dem Rücken brachte die Bauersfrau zu Fuß kommend rund geformte Butterstücke, welche obenauf mit einer Blumenrosette – jeder Bauernhof hatte ein anderes Motiv – verziert waren. Aber nicht nur Butter wurde damals ins Haus gebracht. Auf der Freiherr-von-Stein Straße hatte der Bäcker Bammler seine Bäckerei. Vater war mit ihm irgendwie bekannt, so dass wir auch öfter mit in die Backstube durften. Der „Bammler-Bäck“, wie er genannt wurde, kam immer mit dem Handwagen voller frischer Brote aus der Stadt, machte sozusagen dem Bäcker Weißflog, der nur ca. 100 Meter von uns seine Bäckerei hatte, Konkurrenz. Nicht selten kam es vor, dass er auf dem Stuhl, der zwischen Küchenschrank und Küchentisch stand, ein kleines Nickerchen einlegte, bevor er versuchte seine anderen Brote in der Siedlung noch zu verkaufen.

Hartwig hatte seine Schulzeit mit der 8. Klasse abgeschlossen und begann eine Lehre als Schlosser in der Firma Schwalbe. Mutter musste von da an immer die ziemlich schmutzige Schlosserwäsche von Hartwig waschen. Das führte bei mir zur Erkenntnis, einen solch schmutzigen Beruf wirst du einmal nicht erlernen. Und so blieb es dann auch.

Um etwas Taschengeld zu verdienen hatten die Eltern erreicht, dass Hartwig im Reformhaus Hupfer am Markt jeden Tag von den Kunden gekaufte Waren zu diesen nach Hause bringen oder dass er u. a. die Lebensmittelmarken aufkleben konnte. Die Geschäftsleute mussten die einzelnen Lebensmittelmarken, so groß wie eine Briefmarke, auf Papierbögen aufkleben und im Rathaus abrechnen, damit sie den Nachweis führen konnten, dass die Lebensmittel tatsächlich nur für diese Marken verkauft wurden. Als Hartwig seine Lehre angetreten hatte, habe ich diese Aufgabe übernommen.

Am 22. Juni 1941 überfielen ohne Kriegserklärung deutsche Truppen und ihre Satelliten Finnland und Rumänien die Sowjetunion. Am gleichen Tag erklärten Italien, am 24. Juni die Slowakei und wenige Tage später Ungarn der UdSSR den Krieg. Da der deutsche Imperialismus mit Hitler bereit war, alles auf eine Karte zu setzen, nahm die größte nationale Katastrophe für Deutschland seinen Lauf. 190 Divisionen, davon 153 deutsche Divisionen, das waren über 70 Prozent der faschistischen Wehrmacht, sowie 3700 Panzer, 4900 Flugzeuge und 50 000 Geschütze und Granatwerfer kamen im sogenannten Barbarossa Plan, so wurde der Überfall auf die Sowjetunion von Hitler bezeichnet, zum Einsatz.

Sehr bald sollten sich die zunehmenden Verluste der deutschen Soldaten auch bei uns auswirken. Unsere Knabenschule wurde

als Lazarett eingerichtet. Onkel Walter Klotz, der Mann von Tante Liesbeth, (sie wurde im Dezember 2003 90 Jahre alt) verstarb, nachdem er von seiner Verwundung geheilt war, am 18. Mai 1945 im Lazarett an Lungenentzündung. Wir mussten jetzt in die Stadt zur Schule, diese befand sich Ecke Schulstraße, Theodor-Körnerstraße, nicht weit von der evangelischen Kirche entfernt. In dieser Kirche fand im übrigen am Palmsonntag, den 29. März 1942 für unseren Jahrgang die Konfirmation statt. Trotz wöchentlicher Vorbereitung auf dieses Ereignis fand ich keine Verbindung zur Kirche und nach den bitteren Erfahrungen des Krieges und der schäbigen Rolle die dabei die Kirche gespielt hatte, trat ich am 1. Juni 1949 in Leipzig aus der Kirche aus.

Die zweite Etappe auf meinem Lebensweg, 8 Jahre mehr oder weniger lernen, hatte ich abgeschlossen. Wie weiter, was geschieht nach der Schulzeit, welchen Beruf soll ich ergreifen, diese Fragen bestimmten lange Zeit die Gespräche zu Hause. Kein praktischer Beruf sagte mir zu und so kamen die Eltern auf den schlaun Gedanken, Günter soll einfach noch zwei weitere Jahre zur Schule gehen. Und so geschah es auch. Noch weitere zwei Jahre konnte ich die Schulbank drücken. Ich brauchte mir nicht die Hände schmutzig zu machen. Wie es die Eltern geschafft haben, dass ich von nun an die Handelsschule besuchen konnte, ich habe nie danach gefragt, sie haben es mir auch nie gesagt, auch das habe ich einfach als selbstverständlich hingenommen.

Hartwig schloss 1942 seine Lehre ab und begann mit einem Ingenieurfernstudium. Aber immer näher rückte für ihn auch seine Einberufung zur Wehrmacht. Er musste in der Zwischenzeit vom Jungvolk zur HJ überwechseln. Eine besondere Möglichkeit bot sich in Form der Marine HJ an.

Hier wurde nicht so viel exerziert und Geländeübungen gemacht, sondern meist in einem Kutter über die Koberbachtalsperre gerudert. Winksignale geben, Morsen und das Erlernen von Schifferknoten gehörte mit zur Ausbildung. Heimlich wurde zu Hause mit dem von Onkel Ewald gebauten Radioapparat der englische Radiosender abgehört, sodass wir genauer über den Verlauf des Krieges informiert waren. Ein möglicher Weg, um nicht nach Russland an die Front zu kommen wurde von den Eltern und Hartwig darin gesehen, sich freiwillig zur Kriegsmarine für die Ingenieurlaufbahn zu melden. Diesen Weg beschritt Hartwig und so wurde er als Freiwilliger zur Kriegsmarine gemustert.

Konfirmationschein

Hans Günther Heinz Reichert,
 geboren am 23.5.1928 in Verdau
 getauft am 24.12.1937 in Verdau

ist nach empfangener Unterweisung im Worte Gottes
 am Palmsonntag 1942 in der Marienkirche zu Verdau
 vor versammelter Gemeinde feierlich konfirmiert worden
 und hat hierauf am Gründonnerstag zum ersten Male
 das Abendmahl des Herrn Jesu Christi empfangen.

Verdau, am 2. April 1942.

 Ev.=luth. Pfarramt.

Konfirmationspruch:

*Gehet in die Welt hinaus
 und predigt das Evangelium!
 (2. Timotheus 2, 8)*

Meinen Konfirmanden

zur Erinnerung an den Tag der Einsegnung

Palmsontag, den 29. März 1942, in Werdan.

Gewidmet von Pfarrer Mildner.



Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.
1. Corinth 3, 11.

Knaben:

Alfred Arnold, Ronneburger Straße 95
Siegfried Barth, Reichenbacher Straße 22
Willy Beielein, Wilhelmstraße 61
Horst Bayreuther, Brüderstraße 24
Eberhard Bichl, Ringstr. 19
Helmut Blumenstein, Wilhelmstr. 37
Egon Böttcher, Schulgraben 3
Lothar Brandt, Schlageter-Platz 7
Hans Bremer, Wilhelmstr. 53
Joachim Cramer, Crimmitschauer Str. 4
Hans Drechster, Goethestr. 1
Friedrich Eckhardt, Zacherstr. 5
Johannes Eismann, Wettinerstraße 58
Albert Förster, Crimmitschauer Straße 5
Harry Föhl, Siedlung 3
Herbert Freund, Werstr. 33
Werner Gengroß, Brüderstr. 25
Horst Günther, Bergkellerweg 6
Gerhard Hager, Mühlgarten 7
Gerhard Hempel, Ferdinandstraße 31
Günther Hergesell, Arbeiterweg 23
Hartwig Hünze, Mendstr. 11
Erich Hofmann, Ferdinandstr. 41
Reinhard Höflig, Bismarckstr. 31
Karl Höfelbach, Flemmingstr. 1
Lothar Hupfer, Bergkellerweg 4
Hans Illig, Crimmitschauer Str. 16
Gottfried Jubelt, Bauhoffer. 1
Rolf Jirsch, Zacherstr. 10
Joachim Klinger, Rahmenberg 20
Horst Köner, Stadtgutstr. 21
Harry Kosak, Damaskusweg 23
Werner Kühnel, Fleißenbergfeldung 17
Karl Landmann, Grüner Weg 7

Horst Kenk, Ulrichstr. 16
Eberhard Köstler, Hofefer. 9
Gerhard Ludwig, Georgenstr. 7
Heinz Malsche, Bühl 14
Helmut Müller, Brüderstr. 16
Heinz Nelsner, Gemeindefeldung 1
Helmut Piehler, Ringstr. 70
Eberhard Piehisch, Wettiner Str. 9
Horst Popp, Stadtgutstr. 25
Eberhard Pothorn, Bergkellerweg 4
Walter Reichert, Kaufstr. 9
Albert Reichler, Brüderstr. 28
Horst Rodkroth, Uferstr. 19
Christoph Rödel, Holzstr. 45
Egon Röder, Grogaweg 11
Eberhard Scherpe, Arbeiterweg 31
Helmut Schünfuß, Greizer Str. 78
Manfred Schubert, Brunerstr. 1
Rolf Schubert, Weberstr. 27
Werner Schumann, Gabelsberger Str. 1
Manfred Seifert, Egertländer Platz 5
Heinz Sobotta, Leubitz, Moltkestr. 16
Hermann Spranger, Bahnhoffer. 13
Gerhard Tröger, Ronneburger Str. 78
Valentin Unglaub, Ronneburger Str. 24
Karl Vogt, Moriz Dittes-Weg 1
Gerhard Wölkel, Jugendheimweg 4
Heinz Walthel, Wilhelmstr. 41 a
Siegfried Wasmann, Kaufstr. 5
Wolfgang Wenk, Brunerstr. 5
Rudolf Wichemann, Rahmenberg 18
Günter Wolfram, Brunerkolonie 1
Johannes Zink, Ferdinandstraße

Kirchenaustrittsbescheinigung

Leipzig den 1. Juni 1949

Der Student Karl Günter Heinz Reichert,
Leipzig C 1, Sidonienstr. 1.

hat am 1. Juni 1949 seinen Austritt aus der
ev.luth. Kirche (Rathenowstr. 16)

vor dem unterzeichneten Standesbeamten erklärt.

Der Standesbeamte
In Vertretung: *Thiel* Le.

Verdr. Nr. 883, 889, 5. 48. Fertigung M. 52/2. 52/3

1942 - 1944

Nach der Annexion Polens hatte die Hitlerwehrmacht bereits am 9. April 1940 Dänemark und Norwegen sowie am 10. Mai 1940 Belgien, Frankreich, Luxemburg und die Niederlande überfallen. Der deutsch-französische Waffenstillstandsvertrag wurde am 22. Juni 1940 in Rethondes bei Compiègne unterzeichnet, u. a. enthielten die von Deutschland diktierten Bedingungen: Besetzung von zwei Drittel von Frankreich durch Deutschland, einschließlich der gesamten Atlantikküste und der Hauptstadt Paris sowie die Annexion von Elsaß und Lothringen. Es folgte der Krieg auf dem Balkan. Faschistische Truppen marschierten im Oktober 1940 in Rumänien und im März 1941 in Bulgarien ein. Am 6. April 1941 wurde Griechenland und Jugoslawien überfallen. Vom Herbst 1939 bis Sommer 1941 hatte der deutsche Imperialismus die Mehrzahl der europäischen Länder mit Waffengewalt erobert. Dass war immerhin ein Territorium von fünf Millionen Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von über 290 Millionen Menschen. Diese Erfolge der Hitlerwehrmacht ermöglichten es den Hitlerfaschismus, den größten Teil der deutschen Bevölkerung an den faschistischen Karren zu ketten.

Trotz wirtschaftlicher Ausbeutung der besetzten Gebiete und der Verschleppung von über 1,5 Millionen Menschen als Arbeitsklaven nach Deutschland verschlechterte sich die Lebenslage der Bevölkerung. Im April 1942 erfolgte die erste einschneidende Kürzung der Lebensmittelrationen. Die Erwachsenenration betrug jetzt wöchentlich 2000 Gramm Brot und Mehl, 300 Gramm Fleisch und 206 Gramm Fett, das heißt im Vergleich zu 1939 wöchentlich 400 Gramm Brot und Mehl, 200 Gramm Fleisch und 64 Gramm Fett pro Woche weniger.

Den nach Deutschland verschleppten Menschen ging es aber noch viel schlechter. Trotz geforderter hoher Arbeitsleistung war ihre Ernährung katastrophal. Das führte bei deutschen Arbeitern, die sich nicht von der faschistischen Ideologie hatten anstecken lassen, zur tätigen Solidarität. Heimlich wurde vor allem den „Ostarbeitern“ Lebensmittel zugesteckt. Die Franzosen hatten es etwas besser. Ein französischer Arbeiter, der im gleichen Betrieb arbeiten musste wie Vater, wurde deshalb öfters zu uns nach Hause eingeladen und konnte sich an unserem Tisch ab und zu satt essen. Als Dank übergab er 1945 nach seiner Befreiung Vater einen von ihm selbst geschnitzten kleinen Holzschuh, so groß wie drei Streichholzschachteln.



Das Geschenk des französischen Zwangsarbeiters, das er nach seiner Befreiung Vater übergab.

Nicht nur im Innland, sondern besonders an der Ostfront verschlechterte sich die Lage dramatisch. An der Wolga entwickelte sich eine der größten Schlachten insbesondere bei Stalingrad. Die Hitlerwehrmacht verlor in dieser Zeit 650 000 Mann. Es wurde die grundlegende Wende im Verlauf des Krieges eingeleitet. Am 19. November 1942 begann die Rote Armee an der Wolga eine machtvolle Gegenoffensive. Bis Ende November wurden 20 deutsche und zwei rumänische Divisionen mit 300.000 Mann eingeschlossen. Es begann eine der barbarischsten Kämpfe um Stalingrad. Das Töten ging bis Januar 1943. Am 31. Januar 1943 musste die Südgruppe und im Februar 1943 die Nordgruppe der eingeschlossenen 6. Armee, entgegen dem Befehl Hitlers, kapitulieren. 90.000 Mann, darunter 2.500 Offiziere und 24 Generale, mit inzwischen zum Generalfeldmarschall beförderten Friedrich Paulus, gingen in sowjetische Gefangenschaft. Auf den Schlachtfeldern an der Wolga wurden 147.000 tote Deutsche geborgen. Die Gesamtverluste der Hitlerwehrmacht an der deutsch-sowjetischen Front betragen vom November 1942 bis 2. Februar 1943 über 800.000 Mann. Diese Entwicklung an der Ostfront wirkte sich nur unwesentlich auf die Mehrheit der Deutschen aus, dazu trug auch der zunehmende Druck der Nazis auf die Bevölkerung bei.

Ich hatte 1942 meine zweijährige Schulzeit an der Handelsschule in Werdau begonnen. Die Schule befand sich Ecke Pestalozzistraße – Goethestraße, gegenüber der Harmonium-Fabrik (diese bietet heute ein trauriges Bild des Verfalls) und neben der Mädchenschule. Mein Ziel bestand darin, nach zwei Jahren mit der mittleren Reife die Schule zu beenden. Gegen Ende des Jahres wurde es mit Hartwig ernst. Im Oktober 1942 musste er zum Reichsarbeitsdienst einrücken. Bis Januar 1943

war er im Lager zwischen Kummer, Elend und Sorge im Harz stationiert.

Für mich begann am 13. April 1942 ein neuer Abschnitt des Lernens. Unsere Klasse bestand aus 43 Schülern, davon 25 Mädchen. Das war etwas Neues, denn bisher hatten Jungs und Mädchen getrennte Schulen. Unser Direktor Herr Enders war, man kann es ohne Übertreibung sagen, gut genährt. Für ihn musste ich ab und zu Sonderaufgaben, d. h. „Persönliches“, übernehmen, das war allerdings kein Nachteil. Sowohl der Direktor Herr Enders, als auch die Lehrer Herr Lissack und Herr Stein waren immer mit dem Abzeichen der NSDAP geschmückt. Besonders Herr Stein schwärmte im Fach Reichsbürgerkunde von den Heldentaten der deutschen Soldaten. Auf einer Schulwanderung nach Weidmannsruh brachte er sogar einen Verwandten mit, er war hoher Offizier, der uns Jungs für den militärischen Beruf interessieren sollte. Im Fach Reichsbürgerkunde hatte ich auf Grund der bei uns zu Hause geführten Gespräche immer meine Probleme. Immer mehr prägte sich meine Auffassung gegen Krieg und gegen das bestehende System.

Andere Fächer fanden bei mir wesentlich mehr Aufmerksamkeit, so z. B. Stenografie, Schreibmaschine schreiben, Buchführung und Englisch. Im Radio wurden damals die täglichen Wehrmachtsberichte über den Kriegsverlauf, natürlich aus Sicht des faschistischen Oberkommandos langsam zum Mitschreiben verlesen. Das war einerseits eine gute Übung für Stenografie andererseits führte das auch zu vielen Zweifeln, da wir ja zu Hause auf den von Onkel Ewald gebauten Radioapparat den englischen Sender abhörten. Die Eltern beschafften, ich kann nicht mehr sagen

woher, eine alte Schreibmaschine. Von nun an konnte ich zu Hause meine Kenntnisse in Schreibmaschinenschreiben ständig vervollkommen. Langsam wurde ich auch Experte darin, bei einem Tippfehler mit einer Rasierklinge den falschen Buchstaben zu beseitigen und den richtigen an diese Stelle zu platzieren. Nur selten hat der Lehrer diesen Schummel bemerkt.

Die Lage an der Ostfront wurde für die deutschen Truppen immer bedrohlicher. Am 18. Februar 1943 wurde von Joseph Goebbels im Berliner Sportpalast vor Tausenden fanatisierter Nazis die „totale Mobilmachung“ angekündigt. Für alle Männer von 16 bis 65 Jahren und für Frauen von 17 bis 45 Jahren wurde darüber hinaus die Arbeitspflicht eingeführt. Vater, obwohl erst 45 Jahre alt, hatte Glück, er wurde von seinem Betrieb u.k. (unabkömmlich) gestellt und brauchte nicht zur faschistischen Wehrmacht. Seine Erfahrung mit dem Krieg hatte er bereits im 1. Weltkrieg als Marineinfanterist gemacht. Auch der „totale Krieg“ änderte nichts am drohenden Untergang. Noch einmal versuchte Hitler mit der Offensive im Kursker Bogen im Sommer 1943 unter dem Kennwort „Operation Zitadelle“ das Blatt zu wenden. Vergebens, diese Offensive führte vielmehr zu einer katastrophalen Niederlage der deutschen Wehrmacht. Am 10. Juli 1943 erfolgte die Landung der Alliierten auf der Insel Sizilien und am 25. Juli wurde durch einen Staatsstreich das faschistische Mussoliniregime gestürzt. Am 13. Oktober erklärte die neue italienische Regierung Deutschland den Krieg.



Der Sieg der Roten Armee bei Stalingrad leitete den grundlegenden Umschwung im zweiten Weltkrieg ein.



Cousin Gerhard Heinzl
Soldat in Italien



*Die herzlichste
Griiße
aus dem Süden*

Der Schulbetrieb an der Handelsschule wurde ohne Abstriche weitergeführt. Auch an der Handelsschule, wie schon vorher an der Knabenschule, mussten die Schüler Altpapier und Knochen für die Kriegswirtschaft sammeln. In einer Holzbaracke, die zwischen Handelsschule und Mädchenschule stand wurden die Sammelergebnisse gestapelt. Eine Aufgabe von mir bestand darin, in dieser Baracke für Ordnung zu sorgen. Eines Tages, es war bitter kalt, hatten wir ein kleines Feuer gemacht um uns etwas zu wärmen. Wie es so kommt, plötzlich breitete sich das Feuer auf die Papierstapel aus und wir hatten alle Mühe das Feuer wieder zu löschen. Wir beseitigten alle Spuren und den schlaun Lehrern ist nichts aufgefallen und keiner hat etwas verraten.

Am 24. März 1944 erhielt ich mein Schlusszeugnis der städtischen Handelsschule zu Werdau. Der nachfolgende Satz machte mich überglücklich.

„Auf Grund seiner Leistungen während der Schulzeit
sowie nach Maßgabe der von ihm abgelegten
Abschlussprüfung wird ihm das
Schlußzeugnis der Handelsschule
mit der Gesamtbeurteilung

Gut bestanden = II erteilt“

Unterschrieben von Direktor Herr Enders und den beiden Diplom-Handelslehrern Herrn Lissack und Herrn Stein. Noch vor der Abschlussprüfung stellte sich erneut die Frage, was nun, wie geht es mit Günter weiter.



Die ehemalige „Werdauer Handelsschule“ (im Jahr 2003),
meine Schule von 1942 bis 1944



Klassenbild mit
Direktor Herrn Enders und
Handelslehrer Herrn Lissack



Wandertag aller
Klassen der
Handelsschule
nach Weidmannsruh ;
mit Leutnant Stein,
die Jungs für die
Wehrmacht werben

Am Ziel in
Weidmannsruh,
links im Bild : unser
Handelslehrer
Herr Stein



SCHLUSSZEUGNIS

Günter Reichart

geboren am 23. Mai 1928 zu Werdau

hat vom 13. April 1942 bis 24. März 1944 die

Handelsvollschule

besucht und war seit Ostern 1943 Schüler der Oberklasse.

Auf Grund seiner Leistungen während der Schulzeit sowie nach Maßgabe der von

ihm abgelegten Abschlussprüfung wird ihm das

Schlußzeugnis der Handelsvollschule

mit der Gesamtbewertung

Gut bestanden = II

erteilt:



Werdau (Sachsen) am 24. März 1944

Der Prüfungsausschuss:

[Signature]
Schulischer Prüfungsleiter
[Signature]
Direktor des Schulleiters

[Signature]
Dipl.-Handelslehrer
Direktor
[Signature]
Dipl.-Handelslehrer
[Signature]

1944 und 1945

Bereits Ende 1943 bewarb ich mich auf Anraten von Direktor Enders bei der Landesregierung Sachsen für die gehobene Verwaltungslaufbahn. Am 7. Dezember 1943 erhielt ich jedoch vom Reichsstatthalter in Sachsen - Landesregierung -, Dresden A 1, Schlossplatz 1 einen abschlägigen Bescheid. „*In Hinblick auf die schulischen Leistungen bin ich nicht in der Lage, auf ihre Einstellung für den gehobenen Verwaltungsdienst zuzukommen*“ Unterschrift: Im Auftrag, Brettschneider“. Nach unserer Meinung war diese Begründung jedoch nur ein billiger Vorwand, denn der Direktor hätte ja sonst nie eine solche Empfehlung gegeben. Vielmehr war sicherlich der echte Grund, die politische Einstellung der Eltern und näheren Verwandten. Nach dem Untergang der Hitlerdiktatur kamen wir aber zur Überzeugung, nur gut das ich damals eine solche Ablehnung erhalten hatte, denn sicherlich wäre mein Lebensweg dann doch etwas anders verlaufen.

Nachdem ich den Direktor die Ablehnung meiner Bewerbung bei der Landesregierung mitgeteilt hatte, sagte er: „macht nichts, wir werden schon noch etwas anderes finden“. Einige Tage später rief er mich in sein Arbeitszimmer. Es war ein großes Eckzimmer, Ecke Goethestrasse und Pestalozziestraße. Herr Enders saß wie ein großer Frosch hinter einem gewaltigen Schreittisch. Mit großen Augen sah er mich an und winkte, ich solle mich hinsetzen. „Reichert, ich habe eine erfreuliche Nachricht“, so begann er unser Gespräch. Auf meine Frage „was für eine“ eröffnete er mir, dass ich mich in der Vigogne-Aktien-Gesellschaft Werdau als kaufmännischer Lehrling bewerben könnte. „Die Einstellungsstellung ist so gut wie perfekt“ waren seine Worte, dann konnte ich gehen. Den Eltern und mir

Der Reichsstatthalter in Sachsen

- Landesregierung -

Stk 4 9-3
211/1

Herrn

Günter Reichert

Werdau (Sachs.)

Kantstr. 9

Dresden A1. am 7. Dez. 1943

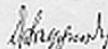
Stabschef 1 - Post-34-36-3 78
Telephon 1414 - Fernschreiber 1414

In Hinblick auf die beruflichen Leistungen bin ich nicht in der Lage, auf Ihre Einstellung für den gehobenen Verwaltungsdienst zurückzukommen.

In Auftrag

Hierzu:

7 Anlagen.



Sichtvermerk des Arbeitsamtes
(Vor Einreichung des Vertrags bei der Wirtschaftskammer anzubringen)

Einstellungsgenehmigung erteilt

ARBEITSAMT ZWICKAU

Abt. Berufsberatung

am 8. 5. 44.

[Signature]

Regierungsamt

Der Lehrling ist in die Lehrlingsrolle unter

Nr.

am eingetragen.

Wirtschaftskammer Plauen

(Stempel)

Wirtschaftskammer Plauen

Lehrvertrag für kaufmännische Lehrlinge

Die Vertragschließenden sind sich darüber einig, daß der Lehrvertrag ein Berufserziehungsverhältnis auf der Grundlage gegenseitiger Treue begründet. Das Lehrverhältnis erhält seinen besonderen Sinn durch die Ausrichtung auf die Betriebs- und Volksgemeinschaft. Es soll dem Lehrling das zur Berufsarbeit im nationalsozialistischen Geiste notwendige Wissen und Können vermitteln.

Zwischen dem Lehrbetrieb Vigogne-Aktien-Spinnerei Werdau
in Leubnitz-Werdau Straße Greizer Straße 87
Wirtschaftsgruppe Textilindustrie
Fachgruppe Baumwollspinnerei
und dem kaufmännischen Lehrling Günter Reichert
in Werdau / Sachs. Straße Kantstraße 9
geboren am 23. Mai 1928 in Werdau
vertreten durch seinen Vater — Mathem. Vornemann
Emil Reichert
in Werdau Straße Kantstraße 9
wird folgender Lehrvertrag geschlossen.

Aus dem Inhalt des Lehrvertrages

§ 5 Erziehungsbeihilfe.

1 a) Der Ausbildungsbetrieb gewährt dem Lehrling eine monatliche Erziehungsbeihilfe.⁵⁾ Sie beträgt:

..... 38 RM brutto im 1. Lehrjahr.

..... 48 RM brutto im 2. Lehrjahr.

..... -- RM brutto im 3. Lehrjahr.

Sie wird monatlich im voraus - nachträglich - gezahlt.⁶⁾

1 b) Der Ausbildungsbetrieb gewährt dem Lehrling Kost - Wohnung - Kost und Wohnung - und neben diesen Leistungen ein monatliches Taschengeld von

4. Wird das Lehrverhältnis durch Verschulden des Lehrlings oder des Lehrherrn vorzeitig aufgelöst, so ist der Nichtschuldige berechtigt, von dem anderen Schadenersatz zu verlangen. Die einmalige Entschädigung beträgt:

im 1. Lehrjahr RM 50,—

im 2. Lehrjahr RM 100,—

im 3. Lehrjahr RM 150,—

Sie ist in dieser Höhe mit der tatsächlichen Auflösung des Lehrverhältnisses fällig. Die Geltendmachung eines weiteren Schadens ist nicht ausgeschlossen. Der Anspruch auf Entschädigung erlischt, wenn er nicht innerhalb von 4 Wochen von der Auflösung des Lehrverhältnisses ab im Wege der Klage oder der Einrede geltend gemacht wird.¹⁰⁾

Vorstehender Vertrag ist in zwei gleichlautenden Ausfertigungen ausgestellt und von den Vertragschließenden eigenhändig unterschrieben worden.

Leubnitz-Werdau den 12. April 19 44

Der Lehrherr:

Vigo-Aktion-Spinnerei Werdau

[Handwritten Signature]

Der gesetzliche Vertreter des Lehrlings¹¹⁾:

Emil Reichert

Der Lehrling:

Emil Reichert

¹¹⁾ Ist der gesetzliche Vertreter ein Vormund, so bedarf er



Einnahmen der Sinterchmeier		
1	2	3
Form und Ort des Geschäftes (Sinterchmeier) (Sinterchmeier)	Art des Geschäftes oder des Wirtschaftsbereiches	Tag des Beginns der Beschäftigung
1	Vigogne-Wäden-Spinnerei Werdau Leubnitz-Werdau/Sa.	Kaufmannslehre Spinners 1. 4. 1946
2	Vigogne-Aktien-Spinnerei Werdau Leubnitz-Werdau/Sa.	" " 1. 4. 1946
3		

Dienstverhältnisse (Hilf.) Sinterchmeier		
4	5	6
Art der Beschäftigung (möglichst genau angeben)	Tag der Übernahme der Beschäftigung	Sinterchmeier des Sinterchmeier
Kaufmannslehre Lehrling	1. 4. 1946	Vigogne-Aktien-Spinnerei Werdau
Kaufmannslehre Angehöriger	1. 4. 1946	Vigogne-Aktien-Spinnerei Werdau

Kennort: **Werdau (Sa.)**
 Местожительство - Place of Issue - Lieu de délivrance

Kennnummer: **A 03828**
 Номер - Number - Numéro

Gültig bis: **18. Februar 1951**
 Действительно до - Available till - Valable jusqu'à

Name Фамилия Nom - Surn	Reichert
Vorname Имя Christian name - Prénoms	Günter Karl Heinz
Geburtsort Дата рождения Birthplace - Date de naissance	Werdau i/Sa.
Profession Occupation - Profession	Kaufm. Lehrling
Unveränd. Kennzeichen Не переменные признаки Invariable signs Signes permanents, caractéristiques	keine
Veränd. Kennzeichen Переменные признаки Changeable signs Signes permanents, variables	keine
Bemerkungen Замечание Notes - Remarques	keine

I. B. 1. 45. 2000.

Rechte Zeigefinger
Droit index - Index droit

Linke Zeigefinger
Gauche index - Index gauche

Günter Reichert
 (Unterschrift des Kennzeicheninhabers)
 Подпись владельца
 Signature of the holder of this card

Werdau, den **18. Febr. 1946**
 Место

Der Rat der Stadt Werdau
 (Autorisierter Beamter)
 Уполномоченный
 Authorized official

Anges. Angestellter
 (Unterschrift des autorisierten Beamten)
 Подпись чиновника
 Signature of the authorized official



Auf diesen Stufen, auf denen ich stehe,
(2003) bin ich als Lehrling
fast täglich zwei Jahre lang ins Büro gegangen.



Die leerstehenden Fabrikgebäude der ehemaligen
Vigogne-Aktien- Gesellschaft Werdau im Jahr 2003
Auf dem Bild: Sonja
(2010 wurden die Gebäude abgerissen)



Vor dem ehemaligen Bürogebäude, rechts nach
der Einfahrt Greizer Straße, wie die Fabrikgebäude
heute (2003) ungenutzt.

fiel ein Stein vom Herzen, denn für ihren Günter war der weitere Weg in diesen schwierigen Zeiten abgesteckt.

Ab 1. April 1944 war mein täglicher Weg, außer Sonntags, am Sonnabend wurde noch gearbeitet, nicht mehr vorbei an der Annoncenuhr bis zur Handelsschule, sondern bis zur Greizer Straße 87, kurz vor der Gaststätte „Wiener Spitze“. Am 12. April 1944 wurde der Lehrvertrag von mir, Vater und dem Lehrherrn Herrn Kahle unterschrieben. Vom Arbeitsamt Zwickau, Abteilung Berufsberatung wurde am 8. April die Einstellungsgenehmigung erteilt. Die nächsten zwei Jahre waren somit vertraglich abgesichert, aber die Entwicklung in Deutschland brachte den Vertrag doch noch etwas durcheinender.

Die Büroräume meiner Lehrfirma befanden sich in einem Flachbau gleich rechts an der Einfahrt zum Betriebsgelände, danach standen einige mehrstöckige Gebäude, in denen die gesamte Fertigung untergebracht war. Einen Zweigbetrieb hatte Herr Kahle noch in Werdau an der Uferstraße, unterhalb seiner Villa. Seit vielen Jahren steht die gesamte Fabrik leer und macht einen trostlosen Eindruck. Spinnereien werden in der deutschen Marktwirtschaft nicht mehr gebraucht, da man in Asien viel billiger, das heißt mit höherem Gewinn produzieren kann.

Nach dem Einstellungsgespräch verließ ich das Büro von Herrn Kahle doch etwas betreten, denn man hatte mit eröffnet, dass ich erst einmal drei Monate in allen Abteilungen der Produktion arbeiten musste. Das bedeutete, dass ich vorerst auf meine Krawatte, die mir Mutter gekauft hatte, zu verzichten hatte. Im nachhinein war ich froh, dass meine Lehre so begonnen hatte. Ich hätte sonst nie erfahren, was arbeiten in

einer Spinnerei bedeutete. Auch Jahre später habe ich mehrfach eine neue Tätigkeit in einem Betrieb mit Arbeit in der Produktion begonnen.

Angefangen hat meine praktische Arbeit in der Warenannahme. Nach einigen Tagen ging es dann in die Krempelei, wo es besonders laut zuging. Durch den Staub der Rohware war kaum der Nachbar zu sehen. Man kann sich kaum vorstellen, wie man am Schichtende aussah, da half dann nur der Gang zur Dusche. Auch die Arbeit in der Spulerei, wo die hergestellten Fäden auf Spulen aufgezogen wurden oder in der Packerei, hier wurden die Spulen in Kisten verpackt und an die Spinnerein versandt, war körperlich schwer. In der Färberei war es erforderlich, entsprechen den Wünschen der Kunden, den richtigen Farbton zu finden. Als Lehrling hatte ich in allen Abteilungen den Vorteil, ich brauchte nicht in drei Schichten zu arbeiten.

In der Spulerei hatte ich einmal unbeabsichtigt den Kampf mit einer Maschine gewonnen. Wenn ein Faden gerissen war, musste man recht schnell diesen Faden wieder zusammenknüpfen, u. z. noch bevor ein Draht die Fäden herunterdrückte. Ich war diesmal nicht schnell genug und ein Draht traf blitzschnell auf meine rechte Hand. Der Draht war an zwei kleinen Armen, die aus Gusseisen bestanden, straff gezogen. Einer dieser Arme brach aber beim Schlag des Drahtes auf meine Hand ab und meine Hand war gerettet. An diesen Maschinen brauchte ich von nun ab keine Fäden mehr zusammenzuknüpfen. Jetzt verstand ich auch besser, was Arbeitsschutz bedeutete.

Am 6. Juni 1944 landeten acht amerikanisch-britische Luftlande- und Infanteriedivisionen in der Normandie in Nordfrankreich. Eine zweite Front war geschaffen. In Deutschland wurde der Widerstand gegen das Hitlerregime immer breiter. Nicht nur Mitglieder der KPD, der SPD, der Kirche und Studenten, wie zum Beispiel die Geschwister Scholl, führten mit Einsatz ihres Lebens den Kampf gegen Hitler und seine Vasallen, auch Offiziere der Wehrmacht, wenn auch mit unterschiedlichen Motiven, reihten sich in diese Widerstandsfront ein. Am 20. Juli 1944 führte Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg einen Sprengstoffanschlag zur Beseitigung Hitlers in der Wolfsschanze, dem Führerhauptquartier bei Rastenberg in Ostpreußen (Masuren) durch. Hitler erlitt nur leichte Verletzungen. Der Anschlag auf Hitler hatte sein Ziel nicht erreicht. Noch am gleichen Abend wurden Stauffenberg und einige weitere Verschwörer in der Bendlerstraße in Berlin erschossen.



Büro des Führerhauptquartiers nach dem Bombenattentat
des Obersts Claus Graf Schenk von Stauffenberg, 20. Juli 1944



Hans Scholl (1918-1943)



Sophie Scholl (1921-1943)

Bei einer Flugblattaktion am 18. Februar 1943 in der Münchener Universität fielen die Geschwister Scholl und ihre Mitkämpfer aus der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ der Gestapo in die Hände. Prof Kurt Huber, der Verfasser des Flugblattes, Hans und Sophie Scholl und Christoph Probst wurden von der faschistischen Blutjustiz bereits am 21. Februar zum Tode verurteilt und am nächsten Tag hingerichtet

Nach dem 20. Juli 1944 fielen dem blutigen Terror des Hitlerfaschismus viele deutsche und ausländische Antifaschisten zum Opfer. Weit über 1.000 Antifaschisten wurden in die Zuchthäuser oder Konzentrationslager (KZ) geworfen und über 400 Todesurteile wurden gefällt. Besonders brutal und menschenverachtend tat sich bei den Prozessen des sogenannten Volksgeschichtshofes dessen Vorsitzender Roland Freisler hervor. Am 18. August wurde im Konzentrationslager Buchenwald Ernst Thälmann, der Führer der KPD, ermordet. Wenige Tage später ereilte auch den führenden Sozialdemokraten Rudolf Breitscheid das gleiche Schicksal wie Ernst Thälmann.

All diese dramatischen Ereignisse wurden in ihrer historischen Tragweite von mir damals kaum erfasst. Ich musste mich, nachdem meine praktische Tätigkeit in der Produktion beendet war, jetzt mit dem Alltag im Büro befassen. Schriftstücke sortieren und Abheften, Schreiben und Rechnungen kuvertieren (in einen Umschlag stecken) und frankieren sowie nach Arbeitsschluss Herrn Kahle mit Erzeugnissen seines Bauerngutes versorgen. All das waren zu Beginn meiner Bürotätigkeit meine alltäglichen Arbeiten. Aber bald musste ich unfreiwillig meine Lehre unterbrechen. Im Dezember 1944 erhielt ich die Einberufung zum RAD (Reichsarbeitsdienst) nach Pommern. Über diese drei Monate habe ich schon berichtet.

Günter wird zur Wehrmacht eingezogen.

Im März 1945 konnte ich vom Arbeitsdienstlager in Pommern, nur wenige Kilometer von der Front entfernt, wieder in meine Heimatstadt Werdau zurück. Groß war die Freude, als mich die Eltern in Zwickau wieder in Empfang nahmen. Ein zartes Frühlingsgrün hatte das Land überzogen und nichts machte den Eindruck, als ob nur noch wenige Wochen bis zum Ende des Krieges wären. Während der Zeit beim Arbeitsdienst musste ich meine Lehre bei Herrn Kahle, in der Vigogne Aktien Gesellschaft unterbrechen. Als kaufmännischer Lehrling ging ich nun wieder zurück ins Büro. Hin und wieder aber heulten die Sirenen mit ihren eindringlichen auf- und abschwellenden Ton und meldeten die nun auch schon am Tage über uns hinwegfliegenden angloamerikanischen Bombergeschwader an.

Im Betrieb musste eine Luftschutztruppe aufgestellt werden, welche die Aufgabe hatte, bei einem Luftangriff für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Ein Beobachter, der auf dem Dach der Fabrik das nahende Unheil ankündigen sollte, wurde gesucht und was lag näher als den Stift, den zurückgekehrten Lehrling, dafür zu bestimmen. Von nun an musste ich, sobald die Sirenen aufheulten meinen Platz auf dem Dach beziehen. Es war eines Tages Ende März oder Anfang April, als ich wieder einmal meinen Posten bezogen hatte. Da sah ich in großer Höhe die träge dahinziehenden amerikanischen Bombenflugzeuge und zum ersten mal auch deutsche Jagdflugzeuge, welche versuchten, die von eigenen Jägern geschützten Bomber, zu attackieren. Groß war mein Entsetzen, als dabei eins der Jagdflugzeuge der Angloamerikaner getroffen wurde, mit einem Rauchsweif ins Trudeln kam und irgendwo in

Richtung Zwickau zu Boden stürzte. Ich sah noch, wie der Pilot mit dem Fallschirm zur Erde schwebte, bevor ich fluchtartig meinen Beobachtungsposten verließ und die Treppe hinunter in den Luftschutzkeller eilte. Später erfuhren wir, dass man den Piloten gefangen genommen hat. Es war einer von vielen Engländern und Amerikanern die in deutsche Gefangenschaft gerieten.

Auch in Werdau hatten wir ein Gefangenenlager mit amerikanischen Soldaten. Einige davon wurden in unserer Fabrik zum arbeiten eingesetzt. Sie mussten früh vom Lager abgeholt und nach Arbeitsende wieder abgeliefert werden. Ich weiß nicht warum, aber für diese Sache wurde ich bestimmt. Es waren alle baumlange Kerle und mir war es manchmal nicht gerade geheuer. Wir hatten immer einen vorgeschriebenen Weg zu gehen, aber eines Tages, ich konnte es gar nicht verhindern, bogen sie plötzlich vom gewohnten Weg ab, gingen über die Brücke der Pleiße und marschierten durch den Stadtpark am Roten Berg vorbei. Irgendwie mussten Sie erfahren haben, dass man dort begonnen hatte im Hang Stollen auszuheben, vermutlich um Schutzmöglichkeiten bei Luftangriffen zu schaffen. Ich war sichtlich erleichtert, dass keiner versucht hatte sich abzusetzen und ich sie vollzählig im Lager abliefern konnte. Nach Kriegsende, als ich mit Vater in Langenbernsdorf war, um von Opa Baumaterial zu holen, zur Reparatur unseres Daches (aber dazu später), da trafen wir plötzlich einige dieser amerikanischen (jetzt muss ich schon sagen, ehemaligen) Kriegsgefangenen, die mich erkannten und uns freundlich begrüßten. Meine spärlichen englisch Kenntnisse, Ergebnis meiner zwei Jahre Handelsschule, reichten gerade aus um uns dazu zu verständigen, dass wir alle froh waren das Kriegsende lebend erreicht zu haben.



Stundenlang zogen an vielen Tagen Flüchtlinge mit Handwage- so wie hier an einem unbekanntem Ort - aber auch viele mit Pferdewagen auf der Greizer Straße an unserem Büro vorbei in Richtung Fraureuth.

Von unserem Büro konnten wir aus dem Fenster direkt auf die Greizer Straße blicken. Seit Tagen war immer das gleiche Bild zu sehen. Stundenlang zogen die aus dem Osten kommenden Flüchtlinge, auf Pferdewagen oder auch nur mit Handwagen ihre Habe mit sich führend, an unserem Büro vorbei. Diese Bilder des Elends und der Verzweiflung haben sich für immer in meinem Gedächtnis eingebrannt.

Immer wieder aber stand die bange Frage im Raum, wann bekomme ich meinen Einberufungsbefehl oder ist der Krieg vorher zu Ende, denn die Rote Armee im Osten und die Engländer und Amerikaner im Westen hatten schon große Teile Deutschlands vom Faschismus befreit. Eines Tages ging nicht weit von der Fabrik Kahle noch eine Fliegerbombe nieder, und zwar in Werdau, am Abzweig nach Steinpleis, in unmittelbarer Nähe vom „Gasthof zum Stadtpark“, wo ich Monate später der Gefangennahme durch die Sowjets entkam, glücklicherweise hat sie nicht viel Schaden angerichtet.

So richtig hatte ich mich noch nicht wieder an meine Tätigkeit im Büro Kahle eingearbeitet, denn auch der Bürovorsteher rechnete damit, dass ich bald meine Einberufung erhalten würde. Was mir jedoch vom Hauptaktionär Kahle täglich zugemutet wurde, war ein Dienstbotengang jeweils am Ende der Arbeitszeit. Der Fabrikbesitzer Kahle hatte neben seiner Spinnerei, welche aus zwei Betriebsteilen bestand, noch einen landwirtschaftlichen Betrieb in unmittelbarer Nachbarschaft zum Hauptbetrieb in der Nähe der „Wiener Spitze“ in Werdau. Jeden Tag nach Dienstschluss musste ich eine Kanne Milch, Eier und andere Erzeugnisse seines Gutes abholen und in seine Villa, oberhalb der Uferstraße am Rahmenberg bringen. Nicht ein einziges mal konnte ich mir selbst von diesen nahrhaften Dingen etwas mit nach Hause nehmen, obwohl die Lebensmittelkarten kaum ausreichten, um den Hunger zu stillen.

Es war wahrscheinlich der 6. April 1945, der Himmel hatte sich mit Wolken behangen aus denen ein leichter Nieselregen nieder ging. Mit dem Fahrrad fuhr ich, an der Lenkstange die kleine Milchkanne balancierend, zur Villa Kahle, um die

Lebensmittelzuteilungen a la Karte für Herrn Kahle etwas aufzubessern. Nicht gerade mit guter Laune kam ich zu Hause an. Da empfing mich Mutter ganz aufgeregt und hielt mir eine Postkarte unter die Nase. Absender: Marine-Hauptquartier Wien. Ein Schreck fuhr mir durch alle Glieder, als ich den Text las. Sinngemäß: *„Mit Bedauern müssen wir Ihnen leider mitteilen, dass wir Ihre Bewerbung als Reserveoffizier für die Verwaltungslaufbahn wegen Überfüllung nicht berücksichtigen können. Sie stehen ab sofort Ihrem zuständigen Wehkreiskommando zur Verfügung.“* Wie wird es nun weitergehen?

Wird der Krieg zu Ende sein, bevor ich eingezogen werde. Wir waren voller Hoffnung. Obwohl Vater und ich Anfang April die Aufforderung erhalten hatte, uns auf dem Aufmarschgelände an den Landwehrteichen, zur Vereidigung im Volkssturm einzufinden. Hitler und seine willfährigen Helfer waren am sichtbaren Ende ihrer Tage auf die wahnsinnige Idee gekommen, alle nicht eingezogenen Männer ab vierzehn Jahren im sogenannten Volkssturm noch als Kanonenfutter zu verheizen. Wo heute ein Fußballplatz ist, fand die Vereidigung statt.

Am 8. April kam Vater mit dem Fahrrad ins Büro Kahle, mir schwante nichts Gutes, als er mir den Einberufungsbefehl übergab. Ich wurde sichtlich blass, als ich las: *„Sie haben sich am 11. April 1945 in der Kaserne in Zwickau einzufinden“*. Bis zum 11. April entstanden drei nervenzehrende Tage. Hin und her wurde überlegt, soll ich noch nach Zwickau gehen oder mich irgendwo verstecken? Die Angst siegte, denn es war kein Geheimnis mehr, dass Deserteure und als solcher hätte ich gegolten, wäre ich der Einberufung nicht nachgekommen,

kurzerhand erschossen wurden. Wieder wurde der Holzkoffer gepackt. Viel zu schnell kam der 11. April. Nur vereinzelt waren Wolken am Himmel, so dass die Sonne, die im April doch schon viel Kraft hatte, auch den kleinen Garten, hinter dem Haus Kantstraße 9, mit ihren Strahlen erleuchten ließ. Es hieß Abschied nehmen, von den Eltern und dem Haus, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte. Ein kurzer Gang noch durch den Garten, dann wurde der Holzkoffer auf das Fahrrad vom Vater gehoben und ab ging es per Fuß in Richtung Zwickau.

Vater schob das Fahrrad, denn er hatte sich vorgenommen, mich bis zur Kaserne in Zwickau zu begleiten. Noch ein kurzer Blick zurück zu Mutter, die am Gartentor stand mit Tränen in den Augen und mir zum Abschied noch einmal winkte. An den Teichen und der Villa Kahle vorbei den Rahmenberg hinunter, den Schützenhausberg hinauf zur Sorge und weiter ging es in Richtung Zwickau. Von Werdau aus, wenn man einen kleinen Waldstreifen durchschritten hat, liegt im Tal der Zwickauer Mulde die Stadt. Vater und ich, wir ließen uns auf einer Bank am Waldrand nieder und schauten auf das scheinbar friedlich daliegende Zwickau. Kaum fünf Minuten dauerte unsere Pause, da erklangen wieder einmal eindringlich die Sirenen und wenig später war das Brummen der über uns fliegenden Bombenflugzeuge zu hören. Es war nur eine Frage der Zeit, bis plötzlich Rauchsäulen in Richtung Zwickauer Bahnhof aufstiegen und unmittelbar danach das Geräusch von Explosionen zu uns herauf drang.

Erneut hatten anglo-amerikanische Flugzeuge Zwickau bombardiert. Einige Tage vorher hatten Sie schon einmal einige Bomben in der Nähe des Flugplatzes abgeworfen.

Damals suchte man Freiwillige, die mit halfen die Schäden zu beheben. Wir fuhren auf einem LKW nach Zwickau, kurz vor dem Flugplatz mussten wir absteigen und in das links der Straße liegende Wohngebiet laufen. Vor einem zweistöckigen Wohnhaus war eine Bombe niedergegangen, hatte glücklicherweise nicht das Haus getroffen, aber vor dem Haus einen riesigen Krater hinterlassen. In den umliegenden Häusern waren die Fensterscheiben zu Bruch gegangen und die Mauern hatten einige Risse erhalten. Wir waren ungefähr zehn Mann und mussten den Bombenkrater zuschaukeln. Aber zurück auf unsere Bank auf der Höhe vor Zwickau.

Als dieser Spuk vorüber war sich die Rauchsäulen verzogen hatten und die Sirenen Entwarnung verkündeten gab es erneut zwischen Vater und mir Überlegungen, gehen wir zur Kaserne, oder gehen wir wieder zurück? Da, soweit wir das einschätzen konnten, die Bomben nicht auf die Kaserne niedergegangen waren, sondern vielmehr den Bahnhof getroffen hatten, sagte ich zum Vater: „Es wird wohl doch besser sein, ich melde mich und versuche soweit es geht mich zurückzuhalten“. Gesagt, getan. Vater ließ mich sicher schweren Herzens in die Kaserne einrücken. Beim Abschied verabredeten wir uns aber noch, dass er in vier Tagen noch einmal kommt und meine Zivilsachen mit nach Hause nimmt.

Nachdem ich meinen Ausweis abgegeben hatte wurde mir mitgeteilt zu welcher Einheit der Infanterie ich zugeteilt wurde und in welchen Zimmer ich mich zu melden hatte. Als ich das Zimmertür öffnete, da empfingen mich ca. zwanzig Mann meines Alters. Im Zimmer waren Doppelstockbetten mit Strohsäcken ausgelegt. Von einem Unteroffizier wurde Nachtruhe angeordnet und die Ungewissheit nahm ihren Lauf.

Am anderen Tag wurden wir in Uniform eingekleidet und mussten zum ersten Unterricht antreten. Ein junger Leutnant erklärte uns wie wir uns beim Anrücken der amerikanischen Verbände zu verhalten hatten. Mein weiteres Handeln wurde aber im wesentlichen von der Schilderung beeinflusst, was passieren kann, wenn uns die Amerikaner mit Flammenwerfern bekämpfen. Ich stellte mir so etwas furchtbar vor mit lebendigen Leibe in den Flammen zu verbrennen.

Am Nachmittag dieses ersten Tages in der Kaserne wurde plötzlich die Frage gestellt, wer schon eine militärische Ausbildung erhalten hätte? Spontan meldete ich mich, da wir beim Arbeitsdienst nichts anderes gemacht hatten. Sofort wurde eine neue Einheit zusammengestellt und ich musste mit den schon Ausgebildeten in ein neues Zimmer umziehen. Die nächsten Tag verging mit Waffenunterricht, mit der Aushändigung des Karabiners und scharfer Munition und immer wieder die Frage, wie wird das alles noch enden?

Am 15. April hatte ich mich mit Vater verabredet, damit er meine Zivilsachen abholen kommt. Wie vereinbart war Vater an der Wache eingetroffen und nach kurzer Verhandlung über den Zweck seines Besuches konnte er mit in die Kaserne. Wir stiegen die Treppe zum ersten Stock hinauf, wo sich mein Zimmer befand. Plötzlich kam durch den Lautsprecher eine Durchsage: „Achtung! Achtung! Die Einheit 14“, dass war die Einheit der ich zugeteilt war, „fertig machen zum Abmarsch an die Front, in einer Stunde antreten auf dem Hof!“ Mir lief es heiß den Rücken hinab, was soll ich jetzt machen. Vater wusste nicht, dass diese Durchsage mich betroffen hatte. Kurzerhand sagte ich, „wie wäre es, wenn wir uns erst einmal etwas im Kasernengelände umsehen würden“. Und ahnungslos ging

Vater mit mir durch das Gelände und ich konnte so unseren Spaziergang eine ganze Weile in die Länge ziehen. Ich ging dann allein in mein Zimmer. Vater, der auf dem Hof gewartet hatte, nahm meinen Holzkoffer in Empfang. Bevor wir uns verabschiedeten sagte ich noch: „Meinen Anzug behalte ich aber noch hier, vielleicht kann ich ihn noch gebrauchen“. Wie wahr! Eine letzte Umarmung und Vater verschwand durch die Wache in Richtung Werdau.

Allein zurückgeblieben schlich ich mich zu meinem Zimmer. Irgend wo im Kasernengelände hörte ich Gewehrschüsse. Später erzählte mir ein Leidensgefährte, dass man einen Deserteur erschossen hätte. Auf dem Korridor, wo sich unser Zimmer befand, war es gespenstig still. Als ich ins Zimmer trat, saß auf der unteren Kante eines Doppelstockbettes ein Kamerad aus meiner Einheit. Eine ganze Weile sprachen wir kein Wort miteinander, dann kam es zaghaft zu einem Gespräch. Wir stellten fest, dass unsere Einheit ohne uns zur Ablösung an die Front ausgerückt war. Nach längerem Zögern fassten wir Mut und gestanden uns gegenseitig, das wir beide die Absicht hatten, aus der Kaserne zu verschwinden und irgendwie wieder nach Hause zu kommen, er nach Kirchberg und ich nach Werdau. Langsam schlich die Zeit vorüber, immer mit der bangen Frage, wird man uns noch suchen? Aber das Durcheinander in der Kaserne war zu groß. In dieser Situation musste ich auch daran denken, dass Vater auch schon im 1. Weltkrieg eingezogen war. Nicht viel älter als ich war er bei der Marineinfanterie, hatte aber Glück, dass er nicht mit an die Front musste. Vielleicht ist ein wenig Glück auch auf meiner Seite?

Voller Angst blickten wir lange aus dem Fenster, im Radio klang die Melodie „Wenn der weiße Flieder wieder blüht“ und plötzlich wurde die gespenstige Stille durch über uns hinwegfliegende Granaten jäh unterbrochen. Die amerikanischen Einheiten waren schon soweit vom Westen kommend vorgedrungen, dass man Zwickau unter Artilleriefeuer nehmen konnte. Auf der Straße liefen aufgeregt Einwohner von Zwickau zusammen und wir konnten es kaum glauben, wurden die Lebensmittellager, die in einem Gebäude der Kaserne direkt an der Straße untergebracht waren, geplündert. Von den wenig in der Kaserne verbliebenen Wehrmachtsangehörigen wurde nicht dagegen eingeschritten. Und wieder erklang die Melodie „Wenn der weiße Flieder wieder blüht“. Da wurden wir doch etwas ungeduldig. Mein Mitgefährte aus Kirchberg kam plötzlich auf die Idee, wir müssen uns noch eine Pistole verschaffen, man kann nie wissen, ob wir sie noch gebrauchen können. Etwas unwohl war mir schon, als es in den Keller ging, wir wussten, dort war die Munition gelagert, denn dort hatten wir auch die scharfe Munition für unsere Karabiner erhalten. Als wir in der Waffenkammer unser Anliegen vorbrachten, erhielten wir jedoch einen Absage, Pistolen mit scharfer Munition würden nur an Offiziere ausgegeben, doch so weit hatten wir es in den wenigen Tagen unserer Wehrmachtzugehörigkeit wirklich noch nicht gebracht. Es war vielleicht auch gut so, wie sich später herausstellen sollte. Da wir jedoch nun schon im Keller der Kaserne waren, wollten wir uns noch vergewissern, wie wir unbemerkt aus der Kaserne herauskommen konnten. Von unserem Fenster aus hatten wir gesehen, dass vor einigen Kellerfenster, im Abstand von ca. einen halben Meter von der Hauswand entfernt ungefähr einen Meter hohe Mauern gebaut waren. Diese Kellerfenster waren als Notausgänge gedacht,

falls das Gebäude zum Einsturz gebracht worden wäre und die Mauern davor, dienten sicherlich als Splitterschutz . Die Keller selbst waren als Luftschutzkeller hergerichtet, mit Sitzgelegenheiten, Verbandskästen und anderen Dingen. Nachdem wir also keinen Erfolg für eine persönliche Bewaffnung hatten, inspizierten wir diese Luftschutzkeller und konnten zu unserer Zufriedenheit feststellen, dass sich diese Notausgänge mühelos von innen öffnen ließen. Ein Stein fiel uns vom Herzen, hatten wir doch eine Möglichkeit gefunden, um unser Vorhaben in die Tat umzusetzen.



1945 war dieses Gebäude ein Teil der Kaserne in Zwickau. Hier hatte unsere Kompanie ihr Zimmer und auf dieser Seite sind wir am 15. April 1945 zu zweit durch ein Kellerfenster >> es war damals der Notausgang des Luftschutzraumes << aus der Kaserne und damit von der Wehrmacht geflohen

Flucht und Gefangennahme

Am 15. April 1945, es muss gegen 21.00 Uhr gewesen sein, da entschlossen wir, zu handeln. Naiv wie wir waren, zerlegten wir unsere beiden Karabiner und steckten diese in Matratzen der Doppelstockbetten, welche mit Stroh gefüllt waren. Die scharfe Munition, die wir erhalten hatten, verschwand ebenfalls in gleicher Weise. Jetzt erfolgte etwas, was ich nur meiner völligen Ahnungslosigkeit zu gute halten kann. Ich zog über die Uniform meinen Zivilanzug, den ich wohlweislich behalten hatte, packte in den Rucksack die Feldflasche den Stahlhelm, das Seitengewehr (welches ich später in unserem Haus Kantstraße hinter einem Dachbalken versteckte) und einige Wäschestücke. Warum ich das tat, dass weiß der Kuckuck. Als es dunkel geworden war, gingen wir in den Keller. Wir hatten uns verabredet, falls uns jemand fragen sollte wohin wir gingen, dann die einstimmige Antwort, dass wir uns vor eventuellen Beschuss in Sicherheit bringen wollen. Aber unbehelligt kamen wir in dem von uns ausgesuchten Luftschutzkeller an, die Tür war offen, es brannte nur eine spärliche Notbeleuchtung, wir hielten den Atem an, denn im ganzen Keller war eine gespenstische Ruhe. Noch einmal schauten wir in den Kellergang, aber es rührte sich nichts, wir schlossen leise die Tür, stellten einen Stuhl unter das Fenster, öffneten vorsichtig die Verriegelung und kletterten beide durch das Fenster auf die Straße. Regungslos standen wir an der Hauswand und dann nichts wie weg. An der Ecke Werdauer Straße – Kopernikusstraße verabschiedeten wir uns, Werner ging in Richtung Hauptbahnhof und wollte Kirchberg erreichen und ich versuchte mein Glück durch das Marienthal in Richtung Werdau. Ob Werner sein Ziel erreicht hat, habe ich nie erfahren.



Als Grenadier der Hitler-Wehrmacht im Garten Kantstr.9.
Aufnahme zwischen der Flucht aus der Kaserne in Zwickau
und der Gefangennahme durch die Amerikaner.



Unser Haus Kantstr. 9 nach dem Treffer einer amerikanischen Panzergranate am 16. April 1945.

Nun war ich auf mich allein gestellt. Mir Mut zuredend, aber doch die Hosen voller Angst, marschierte ich los. Es mögen etwa 500 Meter gewesen sein, da sah ich, wie die Straße zugebaut war, es war eine sogenannte Panzersperre, die das Einrücken der amerikanischen Panzer in die Stadt verhindern sollte. Nur ein schmaler Durchgang war offen. Mir wurde es ziemlich heiß unter meiner Verkleidung und bevor ich noch zu irgend einem Entschluss kommen konnte, standen zwei Uniformierte vor mir, hielten die Karabiner im Anschlag und wollten wissen, was ich um diese Zeit noch auf der Straße zu suchen hätte. Ich gab zur Antwort, dass ich meine Oma in Zwickau besucht hätte und nun zurück nach Werdau wolle. Mit meinen 16 Jahren muss ich doch noch ziemlich jugendlich ausgesehen haben, so dass man mich durch die Sperre passieren ließ, mit den Worten, „mach das du nach Hause kommst“. Die Angst war von nun an mein ständiger Begleiter, denn woher sollte ich wissen, ob ich bis Werdau noch öfter angehalten werde. Die Straße war menschenleer. Ich ging vorbei an der Bank, wo ich mit Vater vor einigen Tagen den Bombenangriff auf Zwickau gesehen hatte, bald war Werdau erreicht. Ich wählte den Weg am Stadtbad vorbei, an den Häusern der Ziegelstraße entlang Richtung Stadtmitte. Als ich am Kino vorbei war, lag mitten auf der Straße ein totes Pferd, nun war ich noch vorsichtiger, denn ich musste annehmen, dass vielleicht die Amerikaner schon in Werdau sind. Die wenigen Meter, an der Annoncenuhr vorbei, den Postberg hinauf bis zu Kantstraße kamen mir unendlich vor. Zu Hause angekommen, es war sicherlich schon nach Mitternacht, klingelte ich. Ich wartete und die Zeit wurde unendlich lang, bevor Vater aus dem Hause kam. Ein freudiges Erschrecken spiegelte sich auf seinem Gesicht, er umarmte mich und zog mich schnell ins Haus. Mutter kam nun auch noch hinzu und sie war froh, ihren

Jungen nun wieder bei sich zu haben. Als sich der erste Schreck gelegt hatte, war die nächste Frage, wie weiter? Die Amerikaner waren noch nicht in Werdau eingedrungen, also im Hause bleiben und warten. Da ich ja die Uniform mitgebracht hatte, kam ich auf die Idee, ein Photo in Uniform von mir machen zu lassen. Mutter war es gar nicht recht, aber als keine Nachbarn zu sehen waren, schnell in den Garten und klick, ein Photo war im Kasten. Nun hieß es voller Ungeduld warten, hoffentlich kommen bald die Amerikaner.

Immer wieder ging ich auf den Dachboden, öffnete das kleine Dachfenster und spähte in Richtung Westen, in Richtung Langenbernsdorf. Es muss der 16. April gewesen sein, als ich am Horizont die Aufbauten von Panzern sah. Regungslos standen sie da, da hörten wir plötzlich Motorengeräusche und kurze Zeit später Maschinengewehrfeuer aus Richtung Ronneburger Straße. Es kam uns vor, als ob die einrückenden amerikanischen Soldaten unter Beschuss gerieten und sich wieder auf die Anhöhe, vor den Toren Werdaus zurückzogen. Die Panzer standen immer noch in Reihe vor der Stadt. Plötzlich ein Aufheulen, über uns hinweg flogen von den Panzern abgeschossene Granaten, und kurz darauf heftige Detonationen. Bis dahin hatte ich gespannt aus dem Dachfenster die aufgefahrenen Panzer beobachtet. Aber jetzt, das Dachfenster zu und mit riesen Sprüngen in den Keller gesaut. Noch hatte ich die Türklinke der Kellertür in der Hand, als eine gewaltige Detonation das ganze Haus erzittern ließ. Noch einmal hörten wir, wie eine Salve Granaten über uns hinweg flog, dann war es plötzlich wieder still. Nach einer Weile wagten wir uns aus dem Keller hervor und stiegen zaghaft die Treppe hinauf. Als wir die Tür öffneten, die zum Boden führte, da sahen wir die Bescherung. Ein riesiges Loch

klaffte im Dach und von der Giebelwand war ein Stück herausgerissen, Dachziegel und Ziegelsteine lagen auf der Treppe. Man könnte sagen, Glück im Unglück, denn die Granate hatte die Giebelwand getroffen, einige Zentimeter weiter links und der Schaden wäre sicherlich viel erheblicher gewesen. Wahrscheinlich hatte man von den Panzern aus gesehen, dass jemand aus dem Dachfenster schaute danach gezielt auf unser Haus gefeuert. Offensichtlich war dieser Granathagel die Reaktion darauf, dass es beim Eindringen in Werdau Widerstand gegeben hat. Auch der Turm der katholischen Kirche hatte einen Treffer abbekommen. Wenig später hörten wir, wie sich die amerikanischen Panzer die Ronneburger Straße abwärts dem Stadtzentrum näherten. Wir konnten, trotz des Treffers auf unser Dach aufatmen, denn der Krieg schien in Werdau vorbei zu sein und ich brauchte mich nicht mehr ängstlich zu verstecken.

Das kleine Baugeschäft des Großvaters Louis in Langenbernsdorf und zwar gegenüber der Gaststätte "Weißes Roß" war unsere Rettung. Vater sagte deshalb am nächsten Tag - es war der 17. April - zu mir: *„komm wir nehmen uns den Handwagen fahren nach Langenbernsdorf und holen uns von Großvater einiges Baumaterial, damit ich das Loch im Dach wieder zu machen kann“*. Wir fuhren also los, an den Landwehrteichen entlang, bis zum Waldrand, dann nach rechts bis zum Meißels Bach - dort ist ein kleines Wasserwerk für Werdau - über die Höhe nach Langenbernsdorf. Vater stammt aus Langenbernsdorf und ist in einem kleinen Haus, welches am Langenbernsdorfer Bach steht, aufgewachsen, heute wohnt dort die Tochter meines Cousins mit ihrem Mann und den drei Kindern. Die Sonne hatte diesen Apriltag mit ihren warmen Strahlen in einen angenehmen Frühlingstag verwandelt. Als

wir den Handwagen mit einigen Ziegeln, Dachziegeln, Zement und etwas Sand beladen hatten ging es wieder zurück nach Werdau in die Stadtgutsiedlung. Noch in Langenbernsdorf gab es, wie schon erwähnt, ein Zusammentreffen mit einigen amerikanischen Soldaten, die bis zum Einmarsch der Amerikaner in Werdau in einem Gefangenenlager untergebracht waren und die ich täglich zur Arbeit in die Vigogne-Aktien-Gesellschaft begleiten musste. Es war für uns angenehm, wie freundlich sie uns begrüßten, denn sie hatten mich als ihren täglichen Begleiter erkannt. Die weitere Bekanntschaft mit Angehörigen der amerikanischen Besatzungsmacht war leider nicht so erfreulich, woraus sich dann auch eine gewisse Grundeinstellung zu den Amerikanern bei mir herausbildete, doch dazu später mehr.

Als wir von Langenbernsdorf zurück waren verbreitete sich die Nachricht, auf dem Güterbahnhof stehen Wagons voll mit Bekleidungsgegenständen für die Wehrmacht. Vater und ich machten uns auch auf den Weg, an der Knabenschule vorbei, die Holzstraße hinunter, über die Brücke und rechts in den Güterbahnhof hinein. Es wimmelte nur so von Leuten. Aus einem Wagon zog man Lederbekleidung heraus, die ehemals für die Luftwaffe bestimmt war. Vater hob mich hoch und ich kroch in den Wagon und ergriff zwei Lederhosen und zwei Jacken und mit dieser Beute gingen wir dann wieder nach Hause. Hartwig hat diese Sachen noch viele Jahre als Bekleidung auf dem Motorrad genutzt. Auch mir hat Jacke und Hose noch viele Jahre gute Dienste geleistet, selbst Volker konnte sie noch gut auf dem Motorrad nutzen

Nachdem wir wieder in unserem Haus, Kantstraße 9, zurück waren, überraschte uns Mutter mit der Nachricht: „*die*

Amerikaner haben Aushänge in der Stadt anbringen lassen, alle männlichen Einwohner ab 16 Jahren müssen sich im Rathaus melden“. Es waren 3 Tage vor dem 19. Geburtstag von Bruder Hartwig. Er war bereits im April 1944 zur Marine eingezogen worden und die Eltern hatten schon längere Zeit keine Nachricht von ihm erhalten, waren aber immer in der bangen Hoffnung, dass ihm nichts passiert ist. An diesem 17. April war es nicht besonders kalt aber der Himmel war wolkenverhangen. Vater und ich, wir gingen nichtsahnend zum Rathaus. Ich, ohne Mantel und nur in meinem Anzug, hatte aber eine Schirmmütze aufgesetzt. Vater zeigte seinen Ausweis und konnte wieder nach Hause gehen. Ich hatte aber weder einen Ausweis, denn den musste ich in Zwickau bei meinem Eintreffen in der Kaserne abgeben, besaß auch keinen Wehrpass, bei dem Durcheinander in der Kaserne hatten wir noch keine Ausweispapiere erhalten. Im allgemeinen wurde viel von der Freundlichkeit der amerikanischen Soldaten gesprochen und dass sie 15. und 16-jährige Jungs einfach laufen ließen. Mit diese naiven Vorstellung meldete ich mich also im Rathaus und war zu Tode erschrocken, als man mich nicht wieder nach Hause gehen ließ, sondern mit einigen anderen, in einem Zimmer im Rathaus einschloss. Vor dem Zimmer hatte sich ein schwarzer amerikanischer Soldat mit seiner MPI aufgestellt. Das Warten auf irgend eine Mitteilung wurde zunehmend zur Qual. Da sahen wir aus dem Fenster, wie auf dem Marktplatz einige offene LKWs vorfuhren und mit quietschenden Bremsen anhielten. Es dauerte nicht lange und wir wurden die Treppe hinunter getrieben, mit Gummiknüppel wurde dabei etwas nachgeholfen. Als wir alle auf dem LKW verfrachtet waren ging die Fahrt im rasenden Tempo ab. Ich versuchte noch jemand zu erkennen, um eine Nachricht für die Eltern zu übermitteln, aber leider vergebens.

Allerdings hatten mich Nachbarn erkannt und konnten diese schlimme Nachricht den Eltern mitteilen. Was müssen das für Wochen und Monate gewesen sein, als die Eltern von ihren beiden Söhnen keinerlei Lebenszeichen erhielten?

Es dämmerte bereits, als wir unweit von Kahla in Thüringen anhielten. Wir mussten absteigen und wurden auf eine Wiese getrieben. Leise plätscherte ein kleines Bächlein und am Himmel funkelten bereits die ersten Sterne, denn die Wolken, die am Vormittag noch den Himmel verdunkelten hatten sich verzogen. Wir waren nicht die ersten, die dort versammelt wurden. Scheinwerfer erhellten das Gelände und am Rande der Wiese patrollierten bewaffnete Amis. Die überwiegende Mehrzahl der auf dieser Wiese gefangenen Gehaltenen waren Wehrmachtsangehörige, in dieser Nacht, sah ich keinen, der so wie ich, Zivilsachen anhatte. Die meisten hatten natürlich Decken oder Zeltplanen und konnten sich somit vor der Kälte der hereinbrechenden Nacht etwas schützen. Ich aber habe die ganze Nacht hindurch jämmerlich gefroren und wahrscheinlich kein Auge zugetan. Es müssen einige Hundert Gefangene gewesen sein, die teils sitzend, liegend oder laufend die Nacht verbracht hatten. Als langsam der Tag die Nacht verdrängte und im Osten, dort wo wir hergekommen waren, die Sonne am Horizont aufstieg, wurden wir wieder auf LKWs verladen und wiederum ging es in rasanter Fahrt weiter in Richtung Westen. Hinten an der Bordwand hatten sich erneut zwei Amis mit ihrer MPi hingesetzt. Die Fahrt wollte kein Ende nehmen, zu essen oder zu trinken gab es auch nichts. Am späten Nachmittag fuhren wir bei Mainz über den Rhein und nach ca. weiteren 50 Kilometern kamen wir in eine Stadt, einige hatten das Ortsschild gelesen: „Bad Kreuznach“.

Wir konnten es kaum glauben, dass wir am Ende dieser unendlich langen Fahrt angekommen sind. Über eine Brücke hinweg, es war sicherlich die „Nahebrücke“ oder die „Salinenbrücke“ fuhren wir durch einen Torbogen auf ein großes Hofgelände. Jetzt hieß es absteigen von den LKWs und sich in die schier unüberblickbare Menge Uniformierter aller Waffengattungen einreihen. Am Rande standen einige große Behälter auf einem Holzgestell und bald wussten wir Neuankömmlinge, dass diese mit Wasser gefüllt waren. Alle stürzten sich auf diese Behälter und gierig stillten wir unseren Durst. Niemand gab uns Bescheid wie es weiter gehen sollte und langsam senkte sich die Nacht über uns. Wie soll ich diese zweite Nacht in Gefangenschaft zubringen? Es wurde wieder spürbar kälter und ich hatte weder einen Mantel oder eine Decke oder Zeltplane. Da sah ich, wie einige unter die Holzgestelle krochen, auf denen die Wasserbehälter standen, um der Kälte etwas zu entrinnen. Kurz entschlossen suchte auch ich mir einen solchen Platz und verbrachte dort die Nacht bis zum Morgengrauen. Mir war jämmerlich zu mute und sehnlich wünschte ich mir, dass ich zu Hause wäre. Aber es sollten noch drei entbehrungsreiche Monate werden.

Hinter Stacheldraht - April bis Juli 1945

In ihrer Ausgabe Nr. 49/02 vom 29. November 2002 veröffentlicht die „JUNGE FREIHEIT“ einen Artikel „Vergessene Opfer“ von Mathias Bäckermann . Darin heißt es u. a. „ *Am Ende des Zweiten Weltkrieges wurden Millionen deutscher Wehrmachtssoldaten durch die westalliierten Streitkräfte gefangengenommen. Viele dieser Soldaten wurden bereits im Frühjahr 1945 in Lagern auf der linken Rheinseite festgesetzt, um eine Befreiung durch die rechtsrheinisch weiterkämpfende Wehrmacht zu verhindern, beziehungsweise die Flucht der Gefangenen zu diesen Truppen zu erschweren. Zum Kriegende wuchs die Zahl der Kriegsgefangenen immer weiter an, so dass schließlich 17 große Lager zwischen Rheinberg am Niederrhein über Remagen, Koblenz bis nach Rheinhessen und dem Nahegebiet, wo sich allein fünf große Lager befanden, entstanden sind.*

Obwohl mit der Kapitulation am 8. Mai nach Kriegsvölkerrecht den entwaffneten Soldaten die Entlassung zugestanden hätte, blieben diese weiterhin im Gewahrsam der Alliierten. Durch das Oberste Hauptquartier der Alliierten Truppen in Europa unter Oberbefehl des amerikanischen Generals und späteren US-Präsidenten Dwight D. Eisenhower wurde der Status der Kriegsgefangenen in „Disarmed enemy forces“ (entwaffnete Feindkräfte) abgeändert und ihnen damit der Anspruch auf ihre völkerrechtliche Versorgung genommen. Begründet wurde dieser Schritt offiziell mit einer fehlenden Reichsregierung, die sich der entlassenen Soldaten hätte annehmen können.





Blick in eins der berüchtigten Rheinwiesenlager
auch Frauen blieben nicht verschont.



Mit bloßen Händen haben wir uns Löcher gegraben, um den
Unbilden des Wetters einigermaßen zu entgehen.



*Blick über einen Teil eines der berühmten Rheinwiesenslager
"Remagen"*



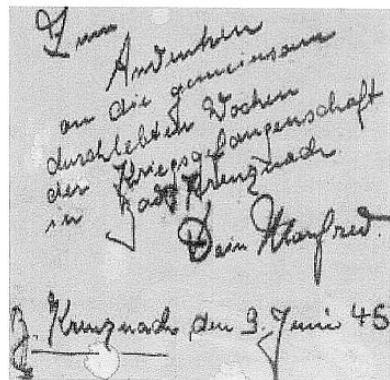
*Am besten waren diejenigen dran, die noch im Besitz einer
Zeltplane waren*



*uns blieb in den langen Monaten nur das,
was wir am Leibe trugen*



*Bild und Widmung
von meinem
Leidensgefährten
aus Leipzig*



Wie viele genau in den Lagern waren, lässt sich heute nicht mehr klären, da die Alliierten weder Zu- noch Abgänge der Gefangenen genau protokollierten. So blieben Hunderttausende in den „Rheinwiesslagern“ interniert und vegetierten vom Mai bis in den Herbst 1945 unter freiem Himmel, mit dürftigster Nahrungsmittelversorgung und ohne medizinische Betreuung. Obwohl die Amerikaner über genügend Lebensmittel verfügten, wurde den „Disarmed enemy forces“ nach den eigenen Truppen, den entlassenen alliierten Kriegsgefangenen, den „Displaced Persons“ und der deutschen Zivilbevölkerung nur als allerletztes eine Versorgung zuteil. So mussten in den „Rheinwiesslagern“ Tausende sterben, die durch unhaltbare hygienische Zustände, Leben auf engstem Raum und den Zwang, monatelang dem Wetter zu trotzen, ohnehin sehr geschwächt waren. Die Überstellung der Verantwortung für einige Lager an die französische Besatzungsmacht im Sommer 1945, insbesondere im Nahetal, verschlimmerte diese Situation sogar. Noch bevor die Bundesrepublik entstand, wurden die Gefangenenlager 1948 aufgelöst“. Frank Salomon vom Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge geht davon aus, dass <im Bereich der ehemaligen Lager Winzenheim bzw. Bretzenheim mit Sicherheit noch Tote liegen, die nicht geborgen wurden, von denen viele in den Latrinengruben ihr Grab gefunden haben könnten, in die sie oftmals vollkommen geschwächt hineinfliegen>. Trotzdem verbieten es deutsche Behörden, nach diesen Toten zu suchen“.

Es muss der 22. April 1945 gewesen sein, am östlichen Himmel war der blasse Schimmer des hereinbrechenden Tages zu sehen. Ich fror jämmerlich, kroch unter dem Wasserbehälter hervor und ging völlig abwesend, wie in einem Traum, durch

die auf dem Boden liegenden Gestalten. Es war als ging ich durch eine graue Masse, nur ab und zu leuchtete dazwischen ein kleiner Feuerschein, an dem sich Gefangene etwas Ess- oder Trinkbares warm machten. Langsam wurden die Glieder wieder etwas geschmeidiger und nach und nach wurde es auf dem riesigen Platz lebendiger und aus den am Boden liegenden Decken und Zeltplanen quollen immer mehr Mitgefangene heraus. Die schon vor uns eingetroffenen Gefangenen formierten sich zu quadratischen Blöcken, zu je 10 mal 10 Personen und ich sah, wie Kartons verteilt wurden, in denen sich irgendwelche Lebensmittel befanden.

Plötzlich kam eine Durchsage durch die aufgestellten Lautsprecher, dass sich alle am Vortag Eingetroffenen am Lagertor zu versammeln hätten. Bange Frage, was wird mit uns geschehen, müssen wir hier bleiben oder geht es gar noch weiter? Ich merkte sehr schnell, dass im Lager deutsche Wehrmachtangehörige das Sagen hatten, sicherlich solche, die schon länger im Lager waren und zum Teil bestimmt auch vor ihrer Gefangennahme Dienstgrade in der Wehrmacht hatten. Von diesen wurden wir in Zehnergruppen eingeteilt, nur wenige kannten sich, zehn solcher Zehnergruppen wurden zu einem Block zusammengestellt. Wir mussten uns dann in dieser Formation aufstellen. Aus jeder Gruppe wurde einer bestimmt, der einen Karton mit Lebensmittel zu holen hatte. In jedem Karton waren Lebensmittel, aus den Tagesrationen der US-Soldaten. Diese Lebensmittel wurden jetzt unter den kritischen Blicken auf die zehn Mann der Gruppe aufgeteilt. Das alles geschah unter freiem Himmel, gleich ob es regnete oder die Sonne schien. Jeder erhielt somit eine Ration die so gering war, dass man davon nie satt werden konnte, so dass der Hunger in den ganzen drei Monaten mein ständiger Begleiter

war. Die zur Verteilung kommenden Pakete enthielten Lebensmittel verschiedener Art, zum Beispiel Kekse, Nescafe, Trockengemüse, Milchpulver u.a. Nicht etwa zehn gleiche Portionen, sondern es musste zum Beispiel eine Büchse Fleisch in zehn Portionen aufgeteilt werden oder wenn es Rosinen gab, diese in zehn gleiche Teile aufgeteilt werden. Gut waren diejenigen dran, die ihr Essbesteck, Kochgeschirr oder ihre Feldflasche oder sogar noch ein Taschenmesser bei sich hatten. Ich aber besaß von diesen Dingen überhaupt nichts. Zu welchen grotesken Maßnahmen, hungernde Menschen fähig sind, dass erlebte ich in den kommenden Wochen mehrfach. Damit zum Beispiel keiner bei der Aufteilung der Rosinen auch nur eine halbe Rosine zuviel bekam, wurde eine kleine Wage gebaut und die Rosinen halbiert oder geviertelt, um es ja gerecht zu machen.

In der vorgeschriebenen Formation jeden Tag antreten, warten auf die Verteilung der Lebensmittel, die Handvoll Essbares verzehren, dass war in den nächsten Tagen die ganze Beschäftigung. Keiner wurde offiziell gefragt, wo er herkam. Auch unsere Namen wurden nicht erfasst, wir alle waren sozusagen anonym, namenlos. Seife, Zahnbürste, Zahnpasta und ähnliche Dinge hatten nur diejenigen, die solche Dinge in die Gefangenschaft mitbringen konnten. Sich waschen, war kaum möglich, ich konnte mir nur an den Wasserbehältern das Gesicht etwas anfeuchten. Von den leeren Lebensmittelkartons behielt ich einige bei mir, bevor sie weggeschafft wurden, damit konnte ich mich dann des nachts darauf legen und etwas zudecken, um die nächtliche Kälte etwas abzumildern. Bald lernte ich einen gleichaltrigen Leidensgefährten kennen, es war Manfred, er wohnte in Leipzig und war als Flakhelfer in Gefangenschaft gekommen. Am 9. Juni gab er mir zur

Erinnerung an die gemeinsam durchlebten Wochen der Kriegsgefangenschaft ein Bild von sich, leider haben wir uns nach dieser Zeit aus den Augen verloren. Unsere Gespräche beschäftigten sich vor allem mit der Frage, wie kommen wir hier wieder heraus und dann dachten wir uns immer wieder die tollsten Speiserezepte aus, für das was wir uns nach unserer Gefangenschaft in der Freiheit zubereiten würden.

Oberhalb unseres Lagers sahen wir Weinberge, im April natürlich nur die blätterlosen Weinstöcke. Eines Tages, es war so richtiges April-Wetter, der Himmel war wolkenbehangen und ab und zu fing es an zu schneien. Unser Block musste plötzlich antreten und in Richtung Weinberg marschieren, Manfred sagte noch, „jetzt geht es bestimmt zur Entlassung“, aber unsere Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Inmitten des Weinberges mussten wir anhalten, von den Amis wurde um uns herum Stacheldraht ausgewickelt, dann wurden Pfähle in die Erde gesetzt und diese mit dem Stacheldraht verbunden. Dass war für die nächsten Wochen unsere Unterkunft. Unterhalb, jetzt muss ich sagen, des ehemaligen Weinberges, dort wo wir bei unserer Ankunft in das Lager getrieben wurden, war ein Gebäude wo sich die Lagerleitung und das Lazarett befand.

Manfred und ich, wir suchten uns eine kleine Mulde, mussten aber immer in Reichweite unserer Gruppe bleiben, damit wir ja nicht die Verpflegungsausgabe verpassten. Der Boden hatte sich in der Zwischenzeit mit einer nassen, dünnen Schneedecke überzogen und so richteten wir uns auf die hereinbrechende Nacht ein. Wir waren in der Zwischenzeit dahintergekommen, wenn wir uns zusammen hinlegten und gemeinsam mit unseren Pappkartons zudeckten, das es da etwas „gemütlicher“ wurde.

Und immer wieder die Frage, wie lange noch soll dass so weitergehen.

Die Tage vergingen, in der Zwischenzeit hatte man einen vielleicht dreimeterhohen Stacheldrahtzaun um unser erweitertes Lager gezogen. Das gesamten Lager wurden wiederum mit Stacheldrahtzäunen in verschiedene Bereiche untergliedert und zwar für nichtdeutsche Gefangene, für Offiziere, für Frauen und nach anderen Gesichtspunkten. Um den äußeren Zaun patrouillierte Tag und Nacht die amerikanische Wachmannschaft. Sie konnten aber nicht verhindern, dass fasst täglich vor allem Frauen, sicherlich aus Bad Kreuznach und Umgeben, zu unsrem Lager kamen. In respektvoller Entfernung vom Zaun, stellten sie immer und immer wieder Fragen, ob dieser oder jener bekannt sei und sich im Lager befindet. Hin und wieder konnten sie sich bis zum Zaun nähern und mitgebrachte Lebensmittel über den Zaun werfen, sobald die Amis nicht in der Nähe waren. Diese Frauen, von denen sicherlich viele auf ihre Männer oder Söhne warteten, wollten uns mit diesen Aktionen den unermesslichen Hunger etwas lindern, aber sie wussten nicht, was sie damit heraufbeschworen. Immer, wenn sich außerhalb des Zaunes Personen näherten, dann gab es im Lager selbst ein ziemliches Gedränge am Zaun, jeder wollte etwas von den Dingen die über den Zaun geworfen wurden für sich haben. Nur zweimal habe ich den Versuch gemacht, etwas ab zu bekommen. Es war wieder einmal soweit, über Fünfzig Leidensgenossen hatten sich am Zaun eingefunden und harten der Dinge die da kommen sollten. Die Wachposten waren vorübergegangen, so dass sich die Zivilisten dem Zaun nähern konnten. Da, plötzlich segelte ein Brot in hohem Bogen über den Zaun, alle Arme gingen nach oben, ein unsägliches Gedränge setzte ein,

jede Hand versuchte das Brot zu erreichen. Keinem gelang es, so dass das Brot auf den Boden fiel. Wie auf Kommando stürzten die Umstehenden zu Boden und kämpften wie Hyänen, um das Brot für sich zu erlangen. Ich mitten drin. Da, ich hatte das Brot in den Händen, aber andere waren kräftiger und ich hatte nur soviel retten können, wie ich in meiner Faust behalten konnte. Resigniert ging ich auf meinen Platz zurück. Nur noch einmal habe ich einen solch vergeblichen Versuch unternommen. Immer wenn man Lebensmittel über den Zaun warf, schlugen sich die Gefangenen darum, so "Wie die Tauben, die sich um ein paar Brotkrumen im Park behacken". Oder hat der Römer Plautus doch recht, wenn er in seiner >Eselskomödie< behauptet: „Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf – Homo homini lupus“?

Es war Ende April, da begann es erbarmungslos zu regnen, die Erde verwandelte sich in wenigen Stunden in eine Schlammlandschaft und bei jedem Schritt musste man damit rechnen, dass die Schuhe im Schlamm stecken blieben, gerade das richtige für meine Halbschuhe. An verschiedenen Stellen hatte man begonnen, sich in die Erde einzugraben um die Kälte etwas abzumindern. Manfred ich begann ebenfalls, uns einen solchen Unterstand zu graben. In ca. einem Meter Entfernung begann jeder von uns mit bloßen Händen ein Loch auszuheben, soweit wir mit den Armen langan konnten ging es in die Tiefe und so breit, dass wir hineinsteigen konnten. Auf dem Grund gruben wir eine Verbindung zwischen unseren Löchern, gerade so groß, dass wir uns lang legen konnten. Mit unseren Vorräten an Pappkartons deckten wir dann nachts die beiden Öffnungen ab. Endlich hatten wir eine Unterkunft, wo wir nicht mehr der Witterung erbarmungslos ausgesetzt waren. Aber nach ein paar Tagen kam der Befehl, diese Löcher wieder

zuzuschütten, da durch den einsetzenden Regen einige dieser Behausungen eingestürzt waren und ihre Bewohner lebendig begraben wurden. Also, die Tage und Nächte wieder auf ebener Erde verbringen. Als der Regen nach ein paar Tagen aufhörte, schien die Sonne um so hemmungsloser auf uns herab, kein Baum war im Lager der etwas Schatten gespendet hätte, so dass wir jetzt gnadenlos der Sonne ausgeliefert waren.

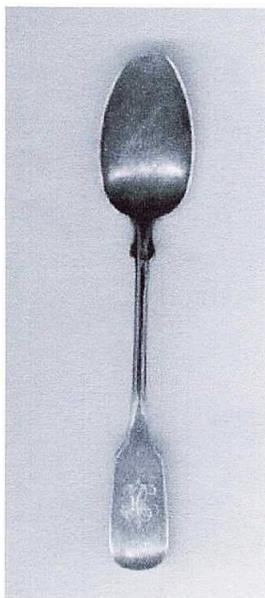
Wie immer brodelte die Gerüchteküche, denn offizielle Nachrichten, Zeitungen oder ähnliches gab es nicht. Viele Schauergeschichten wurden vor allem von der Roten Armee erzählt. Es wurde bekannt, dass die Rote Armee Berlin erreicht hat und Hoffnung flackerte auf, dass der Krieg und damit unsere Gefangenschaft bald zu Ende sein wird. Am Abend des 7. Mai 1945 begannen plötzlich die Wachposten wie wild Leuchtspurgeschosse in den nächtlichen Himmel zu schießen, sie johlten und schrieten dabei und wir konnten uns nicht erklären, was sie dazu veranlasst hatte. Am anderen Tag, es war der 8. Mai 1945 kam durch den Lagerfunk die Durchsage, der Krieg ist zu Ende, Hitlerdeutschland hatte bedingungslos kapituliert. Ein Aufatmen ging durch das ganze Lager, denn jetzt werden wir wohl bald nach Hause können. Aber die Tage vergingen und viele, soweit sie überlebten, erlangten erst 1948 wieder ihre Freiheit.

Mit jedem Tag wurde die Hoffnung auf ein Entkommen aus diesem Lager geringer, schon kamen Gerüchte auf, dieses Lager würden von den Franzosen übernommen. Täglich wurden aus den einzelnen Lagerabschnitten Tote zum Ausgang getragen, deren Angehörige wohl nie erfahren werden, wo sie begraben wurden, denn alle waren ja in diesem Lager namenlos. An einem Tag im Mai, die Sonne meinte es jetzt schon öfters etwas besser mit uns, da ertönte aus dem

Lagerfunk die Meldung, Günter Reichert vor der Lagerleitung melden. Ein freudiger Schreck durchfuhr mich. Hat man mich gefunden, wie so, niemand hat in dieser ganzen Zeit nach meinen Namen gefragt? Nach einer Weile kam erneut diese Durchsage mit dem Hinweis, dass ein Päckchen für mich angekommen sei. Ich zweifelte, aber Manfred und andere aus der Gruppe redeten mir zu, mich wie aufgefordert zu melden.

Am Ausgang unseres Lagerabschnittes wurde ich gefragt, wohin ich wolle. „Ein Päckchen abholen!“ gab ich zur Antwort. Von den Deutschen, die am Ausgang standen wurde ich durchgelassen. Mit zitternden Knien ging ich den Mittelgang des Lagers, durch den ehemaligen Weinberg hinab, bis vor das Gebäude, wo sich die Lagerleitung befand. Ich war nicht allein, vielleicht dreißig bis vierzig Mann hatten sich eingefunden. Wir mussten uns in Reihe aufstellen und ein Ami rief die einzelnen Namen auf. Jeder Aufgerufene musste vortreten wurde etwas gefragt und erhielt ein Paket oder Päckchen ausgehändigt. „Günter Reichert vortreten“ rief ein amerikanischer Offizier. Mir schlug das Herz bis zum Hals, als er mich nach meinem Geburtsdatum fragte. „23. Mai 1928“ war meine stockende Antwort. Der Offizier blickte auf das doch etwas größere Paket und schüttelte den Kopf. Ich muss einen verzweifelten und jämmerlichen Anblick geboten haben, er verständigte sich noch mit einem anderen Ami und gab mir schließlich das Paket. In Windeseile ging es zurück in meinen Lagerabschnitt. Mit Ungeduld hatte man mich schon erwartet. Da erst lass ich, was auf dem Paket stand. „Soldat Günther Reichert, geb. 10. 07.1926“. Es war an einen anderen gerichtet, wo die Angehörigen vermutet hatten, dass dieser Günther Reichert sich im Lager befinden würde. Von meiner Gruppe wurde ich darin bestärkt, dieses Paket zu behalten, da der

richtige Empfänger sich sicherlich nicht in diesem Lager befinden würde. Die Freude war groß, als der Inhalt zu Tage kam. Eine harte Wurst, Gebäck, Seife und noch vieles mehr, was aber leider meiner Erinnerung entschwunden ist. Im Packet war auch ein versilberter Löffel mit Monogramm, dieser war dann nach meiner Rückkehr aus Gefangenschaft in den Küchenutensilien von Mutter und ist heute noch in unserem Besteckkasten in der Küche. Die Freude über den Empfang dieses Paketes war um so größer, da ich erst wenige Tage vorher meinen 17. Geburtstag hatte. Manfred hatte das in der Küche bekannt gemacht (Zwischenzeitlich waren in jedem Lagerabschnitt Feldküchen aufgestellt und einmal am Tag gab es irgendeine Suppe, die ich in einer leeren Konservendose in Empfang nehmen konnte) und ich bekam außer der Reihe eine doppelte Portion.



Diesen Löffel erhielt ich im Rheinwiesenslager Bad Kreuznach. Er war in dem Paket welches an einen anderen Günther Reichert gerichtet war. Er ist heute noch in unserem Bestand.

Ein besonderes Erlebnis war, als ich mich nach vielen Wochen erstmals wieder mit Seife waschen konnte. Noch einmal sollte die Aufforderung kommen, ein Päckchen abzuholen. Diesmal ging ich mit leichterem Schritt, denn nun kannte ich ja das Geburtsdatum und siehe, die Übergabe des Päckchens verlief diesmal reibungslos. Mein Wunsch war jedenfalls, dass dieser andere Günther (aber mit h) ebenfalls zu seinen Angehörigen zurück gekommen ist.

Jede politische Arbeit war offiziell im Lager verboten, nur die Kirche machte da eine Ausnahme. Einmal in der Woche wurde dazu aufgerufen, man solle doch an einer bestimmten Stelle im Lager am Gottesdienst teilnehmen. Es hatte sich herumgesprochen, dass es am Ende des Gottesdienstes das Abendmahl gab. Als wieder einmal zu einem Gottesdienst aufgerufen wurde gingen auch Manfred und ich hin. Wir setzten uns unter die vielen die ebenfalls gekommen waren und hörten verwundert dem Pfarrer zu, der uns versuchte in unserer verzweifelten Lage Trost zuzusprechen. Tatsächlich am Ende seines Geredes standen alle auf und stellten sich in einer Reihe an, gingen am Pfarrer vorbei und erhielten, so groß wie ein Stück Würfelzucker, ein Stück Weißbrot. Von nun an waren wir ständige Besucher des Gottesdienstes, denn diese zusätzliche Ration Brot wollten wir uns natürlich nicht entgehen lassen.

Der Mai ging vorüber und der Juni näherte sich ebenfalls dem Ende, aber es war, als wären wir von der Außenwelt vergessen. Da, plötzlich kam Bewegung ins Lager und die Ersten, die im westlichen Teil Deutschlands, d.h. die in den von Engländern, Amerikanern oder Franzosen besetzten Gebieten wohnten, erhielten ihre Entlassungspapiere. Jetzt wurden wir erstmals

namentlich erfasst und mussten unsere Heimorte angeben. Es war ein freudiger aber auch ein trauriger Tag, als Manfred unter den Glücklichen war die für die Entlassung aus dem Lager vorgesehen waren und wir uns voneinander verabschieden mussten. Viele Wochen hatten wir gemeinsam schlimme Tage verbracht, unter derselben Pappe oder darauf gelegen und gegessen, uns mit der gleichen Seife gewaschen (die ich mit dem Paket erhalten hatte) und so manches Essbare geteilt. Ein „Glücksengel“ muss uns beschützt haben, da keiner von uns in diesen drei Monaten krank geworden ist. Unsere Wege haben sich nie wieder gekreuzt, schade!

Immer, wenn wieder Entlassungen nach Sachsen angekündigt wurden, stieg die Hoffnung und sank wieder auf den Nullpunkt, wenn ich nicht unter den Glücklichen war. Eines Tages gab es plötzlich keine Entlassungen mehr nach Sachsen und schnell verbreitete sich die Kunde, dass sich die Amerikaner aus Sachsen zurückgezogen hätten und die Russen diese Gebiete übernommen hätten. Gleich kam das Gerücht auf, alle Sachsen würden jetzt den Franzosen übergeben und dort soll es den Gefangenen noch schlechter ergehen und viele müssten in Bergwerken arbeiten. Und diese Gerüchte wurden für viele bittere Wahrheit. Denn was wir nicht wussten: *„Die Sieger“ aus dem Westen, „hatten unter sich eine Art >Sklavenhandel< vereinbart. Im Dezember 1944 hatten die USA ihren westlichen Alliierten zugesagt, deutsche Kriegsgefangene für den Wiederaufbau ihrer vom Krieg zerstörten Länder zu überstellen. Großbritannien erhielt 123.000 Gefangene, Belgien 30.000, die Niederlande 14.000 und Luxemburg 5.000. Das größte Kontingent ging an Frankreich: Rund 740.000 deutsche Kriegsgefangene aus den westalliierten Lagern in Frankreich und der französischen*

Besatzungszone in Deutschland wechselten den Besitzer. In den französischen Rheinwiesenlagern waren nunmehr etwa 182.400 Kriegs- gefangene registriert. Den meisten ging es noch schlechter als zuvor. Was viele einfache Soldaten jedoch besonders wurmte: auch die Offiziere durften bald nach Hause. Denn nach dem Kriegsvölkerrecht waren Offiziere nicht zur Arbeit verpflichtet, zudem waren sie oft älter. So kam es, dass Hunderttausende untere Mannschaftsdienstgrade, oft aus der Sowjetzone, Zwangsarbeit in Frankreich leisten mussten. Die verantwortlichen Dienstgrade kehrten heim“. (Die Gefangenen von Guido Knopp, C. Bertelsmann Verlag, München, 2003, S. 299 ff.) Mir blieben glücklicherweise diese „Erfahrungen“ erspart.

Es ist kaum zu beschreiben, in welche Verfassung man kommt, wenn täglich Mitgefangene das Lager in Richtung Heimat verlassen dürfen und man selbst aber davon ausgenommen bleibt. In dieser verzweifelten Stimmung, kam Ende Juni der Befehl, alle noch im Lager verbliebenen Gefangenen aus Sachsen mussten antreten. Wir wurden wieder auf offene LKW verladen und ab ging die Fahrt nach einem unbekanntem Ziel. Alle waren sich auf dem LKW einig, dass es nun nach Frankreich zu den Franzosen gehen würde. Die Fahrt ging durch den Torbogen aus dem Lager hinaus, durch die Stadt Bad Kreuznach, Menschen winkten uns zu, die sicher genau so verwundert waren wie wir, was man denn mit uns vorhaben wird. Es ging über die „Nahebrücke“ und nach wenigen Kilometern stand auf einem Ortsschild „Winzenheim“. Außerhalb des Ortes sahen wir schon ein riesiges Lager. Das sollte nunmehr bis zu meiner wundersamen Entlassung mein Aufenthalt werden.

Noch im Lager Bad Kreuznach hatte ich mir einen kleinen Stoffbeutel organisieren können, in dem ich verschiedene persönliche Dinge aufbewahren konnte. Den Beutel hatte ich mit einer Schnur zusammengebunden und nachts, wenn ich mich im neuen Lager zum Schlafen auf den Boden legte, mir um den Arm gebunden. Für alle Fälle, hatte ich mir etwas Brot und eine kleine Fleischbüchse darin aufgehoben. Aber groß war mein Entsetzen, als ich eines Tages aufwachte und der Inhalt meines Beutels leer war. Nachts hatte man mir den Beutel aufgeschnitten und den Inhalt einfach gestohlen. Mir wurde klar, wenn man Menschen wie Tiere behandelt, so wie es die Amerikaner mit uns getan haben, dann werden sich auch einige wie Tiere benehmen. Ich muss ziemlich fassungslos gewesen sein, denn ein anderer Mitgefangener, er muss Verbindung zur Lagerküche gehabt haben, nahm mich mit und organisierte für mich eine extra Portion. Täglich kam es in die westlichen Gebiete Deutschlands zu Entlassungen, aber Sachsen und Thüringer waren nicht mehr darunter. Günter war ganz schön verzweifelt.

Die letzten Tage im Lager und langer Heimweg.

Endlos schlichen die Tage dahin. Die Nächte musste ich weiterhin liegend oder sitzend auf dem Erdboden, notdürftig mit etwas Pappe abgedeckt, verbringen. Einem etwas älteren „Mitbewohner“ des Lagers Winzenheim erzählte ich eines Tages von meinem Missgeschick. Ich sagte ihm, aus welchem Ort in Sachsen ich komme und wie es mich in dieses Gefangenenlager verschlagen hat. Ich erfuhr von ihm, dass sein Heimatort Bamberg sei und er hoffe, bald dorthin entlassen zu werden. In leuchtenden Farben schilderte er mir, wie schön Bamberg ist und wie viele Sehenswürdigkeiten es aufzuweisen hätte. Viele Jahrzehnte später, nachdem die DDR untergegangen war, habe ich mich davon überzeugen können. Im Verlauf unseres Gespräches kam er plötzlich auf die Idee, bei der nächsten Erfassung aller Neuankömmlinge des Lagers sollte ich einfach Bamberg als Heimatadresse angeben, denn nachprüfen könnte man diese Angaben so wie so nicht. Ich weiß heute nicht mehr, war es seine eigene Adresse oder die eines Bekannten. Noch am gleichern Tag kam die Durchsage über den Lagerfunk, dass sich alle aus Bad Kreuznach Eintreffenden im Zelt am Lagerausgang zu melden hätten.

In einem etwa zehn Meter langen und vier Meter breitem Zelt waren Holztische aufgebaut an denen amerikanische Offiziere saßen. An einen dieser Tische wurde ich nach meiner Heimatadresse gefragt. Jetzt galt es sozusagen die griechische Gottheit des günstigsten Augenblicks, Kairos, zu erfassen. (sie wird in der griechischen Kunst mit Locken über der Stirn und kahlem Hinterkopf geschildert, die man also, wenn sie vorüber ist, nicht mehr fassen kann. (Büchmann, Geflügelte Worte. S. 64) Mir war nicht ganz geheuer, als ich angab: „Bamberg,

Jakobsplatz 1, Oberfranken“. Am anderen Ende des Zelttes musste ich mein Jackett und das Hemd ausziehen, wurde kurz gemustert ob ich eventuell Läuse hätte, glücklicherweise bin ich die ganz Zeit von Ungeziefer verschont geblieben. Mein Anzug und die Schirmmütze waren trotz wochenlangen Aufenthalt im Freien ganz geblieben, das Hemd und die Unterwäsche konnte ich ab und zu mit kaltem Wasser und Seife etwas säubern. Zum Glück war in dem ersten Paket, welches ich für einen anderen Günther Reichert empfangen hatte, auch etwas Unterwäsche dabei. Mein rechter Daumen wurde in ein Stempelkissen gerollt und auf den ausgefüllten und von mir unterschriebenen Entlassungsschein gedrückt. Ein riesiger Stein fiel mit vom Herzen, sollte es mit der Bamberger Adresse doch gelungen sein, die Freiheit wieder zu erlangen? Stunden voller Bangen blieben noch.

Am nächsten Tag, es war der 6. Juli 1945, nach fast drei Monaten Gefangenschaft, mussten wir antreten, wir erhielten etwas Proviant und 40,-- Mark sowie unseren Entlassungsschein. LKWs standen bereit, die uns zu einem Bahnhof brachten. Runter vom LKW und unseren Platz auf einen offenen Güterwagen der Bahn einnehmen. Begleitet von Amis, die alle mit Gummiknüppel ausgestattet waren, setzte sich nach einiger Zeit der Zug in Bewegung. Einmal als der Zug auf seiner langen Fahrt angehalten hat, konnten wir aussteigen und am Wasserhahn des Bahnhofes etwas trinken. Als der Befehl zum Einsteigen kam, hatte ich mich nicht besonders beeilt und schon hatte mir ein schwarzer Ami vom Begleitpersonal mit seinem Gummiknüppel einen mächtigen Schlag versetzt. Voller Entsetzen kletterte ich wieder auf meinen Wagen. Auf verschiedenen Bahnhöfen hielt der Zug und diejenigen die ihren Zielbahnhof erreicht hatten, verließen

uns. Endlich hatte der Zug Bamberg erreicht. Vor der Einfahrt in den Bahnhof kam er noch einmal mit quietschenden Rädern zum Stehen. Diese Minuten wurden noch einmal zur Ewigkeit. Doch endlich fuhren wir in den Bahnhof ein, sollte nun die Zeit hinter Stacheldraht zu Ende sein? Ich war wie von Sinnen und plötzlich fand ich mich auf dem Platz vor dem Bahnhofsgebäude wieder. Hilfesuchend schaute ich mich um, es war alles so fremd und Bekannte hatte ich in Bamberg nicht. In Freiheit! So richtig kam mir das noch gar nicht ins Bewusstsein. Kein Stacheldraht um mich herum, kein Wachposten mit entsicherter MPI. Entkommen nach knapp drei Monaten aus der Hölle, denn dort kann es auch nicht schlimmer sein.

In seinem Buch „Die Gefangenen, 2003, C. Bertelsmann Verlag, München, S. 278 –329“ schildert Guido Knopp sehr ausführlich die Zustände in den amerikanischen „Rheinwiesenlagern“. Aus seinen Darlegungen ist auch zu entnehmen, dass bis heute (2003) sehr unterschiedliche Auffassungen über die Zahl der in diesen Lagern umgekommenen Deutschen bestehen. So spricht der kanadische Romanautor JAMES Bacque in seinem Buch >Other Losses< (deutsche Titel: >Der geplante Tod<) von den Todeslagern der Amerikaner in denen bis zu einer Million Kriegsgefangene gestorben sind und „General Eisenhower persönlich und die Armeen der USA und Frankreich als ausführende Organe für deren Tod in den Rheinwiesenlagern verantwortlich sind. Knopp stellt sich jedoch in seinem Buch hinter die Ergebnisse einer von der Bundesregierung einberufenen „Wissenschaftlichen Kommission für deutsche Kriegsgefangenengeschichte“, nach ihrem Leiter Maschke-Kommission genannt. Diese Kommission stellte im Auftrag der

Bundesregierung fest: >Monatelang vor, besonders nach dem Mai 1945 galt es, zu improvisieren, um eine Katastrophe zu verhindern. Die Katastrophe ist, trotz allem elend, das hinter dem Stacheldraht zu beobachten war, verhindert worden; dass befürchtete Massensterben blieb aus<. *„In sechs der schlimmsten Rheinwiesenlagern“* so schreibt Knopp, *„waren laut Schätzung der Maschke-Kommission von 557 000 Gefangenen bis zu 4 500 umgekommen, das wären 0,8 Prozent“*. Nur 0,8 Prozent, nur 4 500 !!!



Viele von den Gefangenen die zu den Franzosen kamen wurden zum Minenräumen eingesetzt. Laut Kriegsvölkerrecht war das verboten. Die Angloamerikaner stimmten jedoch dem Ersuchen der Franzosen zu, sich hierfür der Gefangenen zu bedienen. Von 1945 - 1947 wurden dafür jedoch rund 30 000 deutsche Kriegsgefangene eingesetzt. Mindestens 1800 wurden dabei getötet. Viele deutsche Gefangene meldeten sich aber auch zur Fremdenlegion. Bis Ende 1945 hatten sich bis zu 5000 Kriegsgefangene für die Fremden-Legion werben lassen. Auf diese Weise verloren noch viele ehemalige Indochinakrieg ihr Leben. Deutsche Kriegsgefangene für Frankreich im

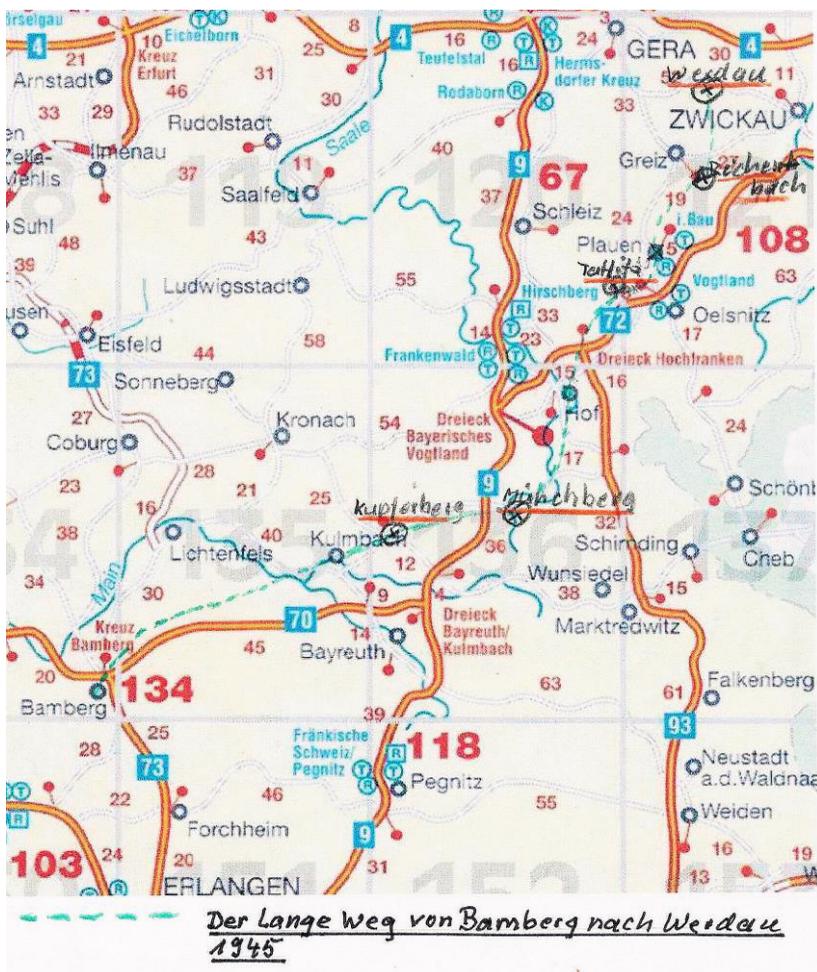
Aber zurück zum 6. Juli 1945 auf den Bahnhofvorplatz in Bamberg. Wenn man, nun schon 17 Jahre alt, im selben Anzug drei Monate lang jede Nacht und auch so manche Stunden am Tag auf der bloßen Erde gelegen hat, dann stellt man wahrhaftig ein Bild des Jammers dar. Hilflos und verlassen blickte ich mich auf dem Platz vor dem Bahnhof in Bamberg um, in welche Richtung soll ich meine Schritte lenken, um bald Sachsen und Werdau zu erreichen. Das ein Zug mit entlassenen Gefangenen angekommen war, hatte sich offensichtlich schnell in der Stadt herumgesprochen. Neben den schäbig und zum Teil elend aussehenden Freigelassenen füllte sich der Bahnhofvorplatz mit Einwohnern von Bamberg. Eine Frau, sie mag so um die sechzig gewesen sein, fragte mich, woher ich käme und wo hin ich wolle. Als ich ihr mein Ziel nannte, sagte sie, dass das noch ein weiter Weg sei und ich sollte doch erst einmal mitkommen und mich für diesen weiten Weg etwas stärken. Nicht all zu weit vom Bahnhof entfernt, kamen wir in eine Straße, wo links und rechts einstöckige Häuser aufgereiht waren. Wir stiegen zwei oder drei Stufen hoch und waren durch die Haustür verschwunden. Ich musste mich im Wohnzimmer an den Tisch setzen und es dauerte nicht lange, dann stand plötzlich ein Teller mit Kaninchenbraten und grünen Klößen vor mir auf dem Tisch. Es war wie ein Traum, nach drei Monaten wieder einmal an einem Tisch zu sitzen und mit Messer und Gabel eine so angenehm duftende Mahlzeit zu genießen, das überstieg alle Vorstellungskraft. In den zurückliegenden Wochen hatten wir , ich weiß nicht mehr wie oft, nur von den tollsten Speiserezepten gesprochen und was wir uns nach unserer Freilassung an Köstlichkeiten leisten würden. Mit Heißhunger stürzte ich mich über den leckeren Kaninchenbraten und die Klöße und nach kurzer Zeit war der Teller leer. Im Gespräch erklärte man mir noch, dass alle

entlassenen Kriegsgefangenen an Hand ihres Entlassungsscheines, in allen Gemeinden die wir auf dem Weg in den Heimatort erreichten, Lebensmittel oder etwas Geld bekommen würden. Ich wollte noch wissen, wie ich am besten bei Hof die Grenze zwischen amerikanischer und sowjetischer Besatzungszone erreichen könnte, dann bedankte ich mich noch einmal herzlich für die freundliche Bewirtung und beschritt den langen Weg nach Hause. Nur wenige Meter von dieser köstlichen Mahlzeit entfernt wurde mir plötzlich schlecht, ich konnte nur noch schnell in einer Anlage ein Gebüsch aufsuchen und mein Magen drehte sich um. Nach diesen entbehrungsreichen Monaten, in denen mein Magen keine ordentliche Mahlzeit erhalten hatte, konnte er einfach mit Kaninchenbraten und grünen Klößen nichts anfangen und ich musste mich wohl oder übel jämmerlich erbrechen.

Nachdem ich mich einigermaßen erholt hatte, begann der Fußmarsch von Bamberg bis Werdau. Ziel war zuerst Hof, der letzte größere Ort in der Westzone. Die Alliierten hatten das besiegte Deutschland in vier Besatzungszonen eingeteilt. Die amerikanische, die britische und die französische Besatzungszone im Westen und die sowjetische Besatzungszone im Osten Deutschlands. Manchmal gelang es auch einen LKW oder einen Bauernwagen anzuhalten und einige Kilometer mitgenommen zu werden. Der nächste größere Ort war Kulmbach. Ungefähr 10 Kilometer nach Kulmbach in Kupferberg ging es wieder einmal ins Gemeindeamt, um mit dem Entlassungsschein des amerikanischen Gefangenenlagers etwas Geld für den Kauf von Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Nachdem die Übergabe des Geldes mit einem Stempel der Gemeinde auf dem Entlassungsschein dokumentiert war, bemerkte ich, dass

einem ehemaligen Flakhelfer, feststellbar an seiner Uniform, ebenfalls sein Entlassungsschein abgestempelt wurde. Wie sich später herausstellte war er ein Jahr älter als ich und sein Heimatort war Berlin. „Wohin willst du?“ sprach er mich an. „Nach Hof und dann über die Zonengrenze nach Sachsen“ war meine Antwort. „Da können wir uns ja zusammen auf den Weg machen, ich will nach Berlin und da muss ich auch über die Zonengrenze“ Bis zur Grenze war nun Eberhard aus Berlin mein Begleiter. Zunächst suchten wir uns aber am Rande von Kupferberg auf einem Bauergut ein Nachtquartier. Wir durften uns mit Genehmigung des Bauern in der Scheune eine Schlafstelle zurecht machen. Am nächsten Tag ging es dann Richtung Münchberg und Hof.

Meine Wegzehrung die ich mir kaufen konnte oder zum Teil auch geschenkt bekam, ein Taschenmesser und einen Büchsenöffner hatte ich in einem gewöhnlichen Getreidesack untergebracht der mit einer Schnur zusammengebunden über der Schulter hing. Mein Weggefährte hatte seine Sachen noch in einem richtigen Rucksack verstaut. Mein Getreidesack spielte später an der Grenze noch eine besondere Rolle. Von Bamberg bis Hof waren es über 100 Kilometer die wir zu bewältigen hatten und sich endlos in die Länge zogen. Die Nächte verbrachten wir immer in irgend einer Scheune, mit oder ohne Zustimmung der Bauern. Am 16. Juli 1945 hatten wir Hof erreicht, nur noch wenige Kilometer trennten uns von der Zonengrenze. 10 Tage waren seit meiner Entlassung aus dem Lager Winzenheim vergangen und manchmal schien es, als ob der Weg überhaupt kein Ende nehmen wollte.



Nach meiner Freilassung aus dem Kriegsgefangenenlager Winzenheim ging die Fahrt per Zug auf einen offenen Wagon bis Bamberg. Vom 6. Juli bis zum 17. Juli 1945 wanderte ich zu Fuß, per Anhalter, oder die letzte Strecke mit dem Zug, von Bamberg bis nach Weidau.

Kurz vor der Grenze fiel die Straße in einem leichten Bogen etwas ab, Eberhard und ich sahen schon wie im Tal die Straße über eine Brücke führte. Vor dieser Brücke hatten sich zahlreiche Männer verschiedenen Alters, teils in Uniform der verschiedenen Waffengattungen und teils in Zivil, versammelt, standen auf der Straße oder saßen im Straßengraben. Eberhard meinte, „das hat sicherlich nichts Gutes zu bedeuten“. „Na ja“ war meine Antwort, „bald werden wir schlauer sein“. Nach wenigen Metern konnten wir dann unsere Neugier befriedigen, bekamen aber von dem was wir hörten erst einmal lange Gesichter. „Die Amis haben bis auf weiteres die Grenze geschlossen, weil in der russischen Zone Zigeuner eine Scheune abgebrannt haben und diese Truppe jetzt in die amerikanische Zone will“ wurde uns mitgeteilt. „Wir hoffen aber, dass die Grenze bald wieder geöffnet wird, aber heute können wir kaum damit rechnen“, so die Meinung eines der im Straßengraben Sitzenden. Ich sagte zu Eberhard „komm wir werden es trotzdem einmal versuchen“ und frohen Mutes schritten wir der Brücke entgegen.

Unter der Brücke hindurch schlängelte sich nach links ein kleines Rinnsal und auf der anderen Seite des Baches stieg das Gelände leicht an. Oberhalb dieses Anstieges sahen wir, wie sich am ganzen Horizont ein mächtiger Wald ausbreitete. Kurz vor der Brücke blieben wir aber wie angewurzelt stehen, denn plötzlich sahen wir einen amerikanisch Jeep den Bach entlang mit drei bewaffneten Amis, offensichtlich entlang der Grenze, Patrouille fahren. Als sie außer Sichtweite waren schritten wir zuversichtlich auf einem Feldweg mit langsamen Schritten den Wald entgegen. Nichts war zu sehen und zu hören, mein Begleiter meinte schon „wahrscheinlich haben wir es geschafft“ als plötzlich ein sowjetischer Soldat hinter einem

Baum hervorsprang, mit kräftiger Stimme „Stoi“ rief und sein Gewehr auf uns richtete. Erschrocken blieben wir stehen. In russischer Sprache, wir verstanden natürlich kein Wort, redete er auf uns ein. Da wir aber nicht reagierten, riss er uns plötzlich meinen Getreidesack und Eberhards Rucksack vom Rücken, warf ihm zu Boden und blickte um sich. Die Angst war uns sicherlich anzusehen, denn in Gefangenschaft hatten die tollsten Gerüchte die Runde gemacht, dass angeblich die Russen jeden den sie aufgreifen nach Sibirien verfrachten würden. Plötzlich durchsuchte der sowjetische Soldat, er war nicht viel älter als ich, unsere Rucksäcke. Aus meinem Getreidesack nahm er einen Kanten Brot und ein Stück Wurst, eine kleine Wegzehrung auf den „langen Marsch“ in Richtung Heimat und warf beides in eine Schonung, die sich auf der rechten Seite des Weges befand. Nachdem er sich noch einmal nach allen Seiten umgesehen hatte, zeigte er in Richtung aus der wir gekommen waren und trieb uns mit „Dawei, Dawei“ an, wieder in die amerikanisch Zone zurückzugehen. Mit zittrigen Schritten gingen wir den Feldweg zurück und waren beide froh, mit dem Schrecken davon gekommen zu sein.

Wieder an der Brücke angekommen, war guter Rat teuer. Was nun? Noch einen anderen Weg oder eine Unterkunft für die Nacht suchen und am anderen Tag noch einmal unser Glück probieren? Ich war der Meinung, noch einen Versuch zu unternehmen, Eberhard aber hatte keinen Schneid mehr und so verabschiedeten wir uns, nachdem wir einige Tage gemeinsam in Richtung Heimat gewandert waren. Ob und wann mein Weggefährte in die sowjetische Zone gekommen ist, habe ich nie erfahren, denn wir haben uns nie wieder getroffen und leider auch versäumt unsere Adressen auszutauschen.

Ungefähr 500 Meter von der Brücke entfernt, auf der rechten Seite des kleinen Bächleins sah ich ein Bauerngehöft. Es war nicht zu erkennen wo denn eigentlich die Grenze verlief, nachdem wir uns verabschiedet hatten war dieser Bauernhof mein Ziel. Ohne das ich aufgehalten wurde, erreichte ich es nach wenigen Minuten. Nachdem ich an die Tür geklopft hatte kam der Bauer zum Vorschein. „Kann ich etwas zum trinken bekommen“ redete ich den Bauern an. „Aber ja“ war die Antwort und man brachte mir ein Glas Milch. „Trink schnell aus und verschwinde von hier“ sagte der Bauer zu mir, „wenn du hier noch lange bleibst, dann kommt der Iwan vom Wald herunter und wird dich abholen“ war der Ratschlag, den ich zusammen mit dem Glas Milch erhielt. „nun ja“ war meine Antwort, „darauf warte ich doch, denn ich will in die Sowjet Zone“ Etwas ungläubig schüttelte der Bauer sein Haupt und verschwand in der Tür. Und wahrlich, ich hatte mein Glas noch nicht ausgetrunken, da sah ich jemand auf einem Fahrrad den Berg herunterkommen. Im Hof des Bauerngutes, wo ich noch mit meinem Glas in der Hand dastand, sprang ein sowjetischer Soldat, das Gewehr über den Schultern vom Fahrrad. „Du mitkommen“ und zeigte in Richtung Wald, von wo er gekommen war. Ganz wohl war mir zwar nicht zu mute, aber ich hatte es ja so gewollt und so ging ich, hinter mir der sowjetische Soldat mit dem Fahrrad, diesmal schob er es, den Berg hinauf in Richtung Wald. Was wird geschehen, wird er mich laufen lassen oder geht es doch ab nach Sibirien? Diese beiden Gedanken schwirrten unablässig in meinem Kopf herum.

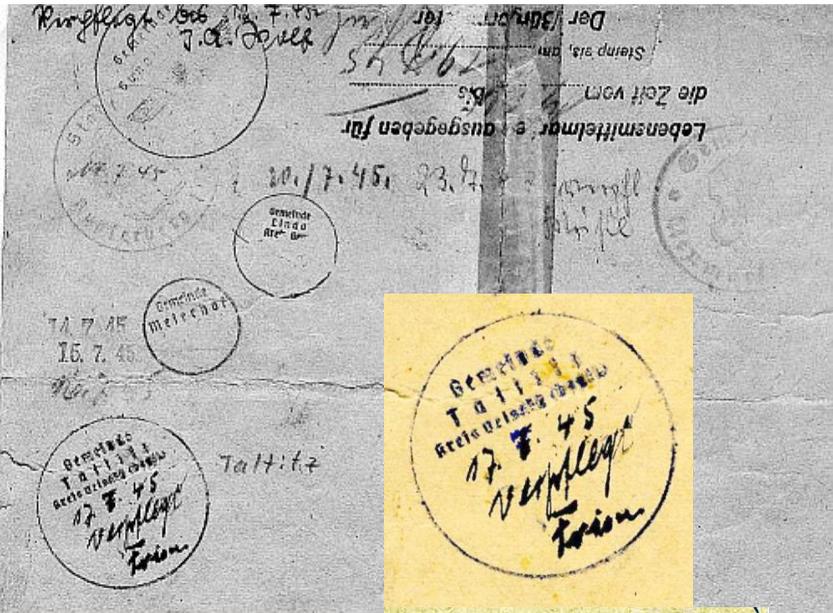
Als wir im Wald angekommen waren, sah ich zu meiner Verwunderung, wie etwa fünf Männer in deutscher Wehrmachtsuniform mit Schaufeln und Hacken damit

beschäftigt waren eine Grube von ca. 5 mal 10 Meter auszuheben. Der sowjetische Soldat der mich mit dem Fahrrad geholt hatte drückte mir eine Schaufel in die Hand und zeigte in die Grube zu den anderen. Ich stieg also in die ca. einen Meter tiefe Grube und begann ebenfalls damit die Erde herauszuschaufeln. Jedoch nach wenigen Minuten fingen die Bäume um mich herum an zu tanzen, alles drehte sich und ehe ich mich versah wurde mir schwarz vor den Augen und ich fiel in der Grube auf den Boden. Als ich wieder zu mir kam lag ich neben besagter Grube auf dem Waldboden, neben mir standen einige Gewehre am Baum gelehnt und über mich gebeugt blickte ein älterer sowjetischer Soldat mit völlig grauen Haaren auf mich herab. In der Hand hatte er eine Scheibe dunkles Brot mit Zucker belegt und sagte, „na Junge iss, karascho“ und gab mir das Brot. Die drei Monate im amerikanischen Lager und der tagelange Marsch von Bamberg nach Hof hatten mir offensichtlich die letzten Kräfte genommen. Diese erste sehr widersprüchliche Begegnung mit zwei sowjetischen Soldaten hat mich lange Zeit beschäftigt. Der erste Soldat hatte sicherlich selbst kaum viel zum Essen und nahm mir mein letztes Stück Brot und der zweite gab mir, einen Deutschen, von seiner kargen Ration etwas ab. Als ich aufstehen wollte ließ mich der grauhaarige Soldat mit einer Handbewegung verstehen, dass ich liegen bleiben sollte. Eine viertel, vielleicht auch eine halbe Stunde lag ich so auf dem Waldboden, neben mir die am Baum angelehnten Gewehre, in der Grube arbeiteten noch immer die andern Deutschen. Plötzlich stand der sowjetische Soldat wieder vor mir und gab mir zu verstehen, dass ich mich erheben sollte. Als ich wieder auf meinen Beinen stand, die Bäume tanzten nicht mehr um mich herum, da zeigte der Soldat auf einen Weg und sagte, „geh, geh, dawei“. Nach meiner Orientierung lag die

sowjetische Zone auf der linken Seite des Weges, deshalb wollte ich über eine Waldwiese in diese Richtung gehen, denn es war nicht zu sehen wohin der Weg führte, eventuell nach rechts, wieder zu den Amis? Ich war keine drei Schritte gegangen, da wurde ich mit lautem Kommando wieder zurück auf den Weg befohlen und in Richtung geradeaus gewiesen. Zu meiner großen Erleichterung machte der Weg nach einiger Zeit eine links Kurve und es ging den Berg hinab in Richtung Osten in die sowjetische Zone. Meine Füße bekamen Flügel und nach kurzer Zeit hatte ich die ersten Häuser erreicht.

Das erste Haus war wieder ein Bauerngut. Ich klopfte. Nach kurzer Zeit wurde mir geöffnet mit der Frage: „Wo kommst du her, was willst du?“ „Von den Amerikanern und ich will nach Hause, nach Werdau“. „Komm herein und erzähle“. Als ich in die Stube trat, saßen so an die sechs bis acht ehemalige Landser, die mich wie ein Wunder betrachteten, nachdem ihnen gesagt wurde wo ich herkomme. „Das ist nicht möglich, seit zwei Tagen ist die Grenze zu“ wurde mir entgegnet. Ich erzählte meine Erlebnisse und sie kamen aus dem Staunen nicht heraus. In der Zwischenzeit war der Abend angebrochen, ich bekam von der Bauersfrau noch etwas zu essen und trinken, dann gingen wir alle in die Scheune und legten uns zum Schlafen nieder. Zwei oder drei ehemalige Landser wollten aber in der Nacht versuchen über die Grenze nach Westen zu gelangen. Ob es ihnen gelungen ist? Ich habe es nie erfahren, denn am Morgen ging es in Richtung Plauen zum Bahnhof. In einigen Gemeinden hatte ich bei Vorlage des Entlassungsscheines etwas Geld bekommen mit dem ich mir eine Fahrkarte nach Werdau kaufen konnte. Die Fahrt ging über Reichenbach nach Werdau und kam mir wie eine Ewigkeit vor. Mit letzter Kraft ging es vom Bahnhof Werdau

zur Kantstraße 9. Als nach meinem Klingeln Mutter aus der Haustür trat konnte sie es kaum fassen, dass einer ihrer verschollenen Söhne, ihr Günter plötzlich vor der Tür stand. Tränen der Freude liefen über ihr Gesicht. „Emil, Emil, komm her, sieh wer gekommen ist“ rief sie Vatern zu und schloss ihren Günter in die Arme.



CERTIFICATE OF DISCHARGE
Entlassungsschein

ALL ENTRIES WILL BE MADE IN BLOCK LATIN CAPITALS AND WILL BE MADE IN INK OR TYPESCRIPT.

Dieses Blatt muß in folgender Weise ausgefüllt werden:
1. In lateinischer Druckschrift und in großen Buchstaben.
2. Mit Tinte oder mit Schreibmaschine.

PERSONAL PARTICULARS
Personalbeschreibung

SURNAME OF HOLDER REICHERT DATE OF BIRTH 23.5.21.
Familiennamen des Inhabers Geburtsdatum (DAY/MONTH/YEAR)
CHRISTIAN NAMES GUENTHER PLACE OF BIRTH WERDAU Tag / Monat / Jahr
Vornamen des Inhabers Geburtsort
CIVIL OCCUPATION HAUFTM. - LEHRLING FAMILY STATUS SINGLE Ledig
Beruf oder Beschäftigung Familienstand Verheiratet
HOME ADDRESS MARKTPLATZ 1 WIDOW(WER) Verwitwet
Heimatanschrift Straße Ort DIVORCED Geschieden
Kreis SIMSBERG NUMBER OF CHILDREN WHO ARE MINORS
Regierungsbezirk / Land OB-FRANKEN Zahl der minderjährigen Kinder 1

I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PARTICULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE.

Ich erkläre hiermit nach bestem Wissen und Gewissen, daß die obigen Angaben wahr sind.

I ALSO CERTIFY THAT I HAVE READ AND UNDERSTOOD THE "INSTRUCTIONS TO PERSONNEL ON DISCHARGE" (CONTROL FORM D.1)

Ich bestätige außerdem, daß ich die "Anweisung für Soldaten und Angehörige Militär-ähnlicher Organisationen" usw. (Kontrollblatt D.1) gelesen und verstanden habe.

SIGNATURE OF HOLDER Günter Reichert
Unterschrift des Inhabers

II
PARTICULARS OF DISCHARGE
Entlassungsvermerk

THE PERSON TO WHOM THE ABOVE PARTICULARS REFER
Die Person, auf die sich obige Angaben beziehen
WAS DISCHARGED ON (Date) 8.11.45
wurde am (Datum der Entlassung)

FROM THE HEER
von wo er / sie entlassen



CERTIFIED BY D. F. Sheehan OFFICIAL
Beglaubigt durch D. F. SHEEHAN EMISSSED SEAL
NAME, RANK AND APPOINTMENT OF ALLIED DISCHARGING OFFICER IN BLOCK CAPITALS DATE 11.11.45 Amtlicher Entlassungstempel
WIMBENHEIM

* INSERT "ARMY", "NAVY", "AIR FORCE", "VOLKSTURM" OR PARAMILITARY ORGANIZATION, e. g. "R. A. D.", "N. S. F. K.", ETC.
Wehrmachtteil oder Gliederung der die Einheit angehört, z. B. "Heer", "Kriegsmarine", "Luftwaffe", "Volkssturm", "Waffen-SS", oder "R. A. D.", "N. S. F. K.", usw.

40-111572

Nach der Gefangenschaft

Wieder zu Hause. Es dauerte einige Tage, bevor ich richtig begriff, was mit mir geschehen war. Noch bevor Mutter eine köstliche Mahlzeit herbeizauberte, ging es erst einmal in die Zinkbadewanne im Waschhaus und drei Monate Schmutz und Dreck wurde heruntergewaschen, was für ein herrliches Gefühl, wieder in saubere Sachen schlüpfen zu können. Man kommt sich vor wie ein neuer Mensch. Nach und nach erfuhr ich auch, was sich in den drei Monaten meiner Gefangenschaft an dramatischen Ereignissen zugetragen hatte.

Am 16. April 1945, eine amerikanische Einheit hatte Werdau bereits eingenommen oder stand kurz davor, begann der Kampf der Roten Armee um Berlin. Nach verlustreichen Kämpfen hissten am 30. April Rotarmisten auf der Kuppel des Reichstages die rote Siegerfahne. Zu dieser Zeit befand ich mich bereits in Bad Kreuznach in Gefangenschaft. Am 30. April verübte Hitler Selbstmord. Noch am 19. März 1945 hatte er den verbrecherischen Befehl , zur Zerstörung aller Industrie-, Verkehrs- und Versorgungsanlagen gegeben. Immer noch im Irrglauben, die Rote Armee wieder zurückschlagen zu können:

„Es ist ein Irrtum zu glauben, nicht zerstörte oder nur kurzfristig gelähmte Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen bei der Rückgewinnung verlorener Gebiete für eigene Zwecke wieder in Betrieb nehmen zu können. Der Feind wird bei seinem Rückzug uns nur eine verbannte Erde zurücklassen und jede Rücksichtnahme auf die Bevölkerung fallen lassen.

Ich befehle daher:

1. Alle militärischen, Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebietes die sich der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann, sind zu zerstören.

2. Verantwortlich für die Durchführung dieser Zerstörung sind die militärischen Kommandobehörden für alle militärischen Objekte einschl. der Verkehrs- und Nachrichtenanlagen; die Gauleiter und Reichsverteidigungskommissare für die Industrie- und Versorgungsanlagen sowie sonstigen Sachwerte. Den Gauleitern und Reichsverteidigungskommissaren ist bei der Durchführung ihrer Aufgaben durch die Truppe die notwendige Hilfe zu leisten.

3. Dieser Befehl ist schnellstens allen Truppenführern bekannt zu geben, entgegenstehende Anweisungen sind ungültig.“

(Aus Adolf Hitlers Befehl ... vom 19. März 1945 (Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, 14. November 1945- Oktober 1946, Nürnberg 1949, Bd. XLI, S. 430/431.)

Am 30. April 1945 landeten auch zehn deutsche Kommunisten aus Moskau kommend, auf dem sowjetischen Feldflugplatz Calau, 70 km von Frankfurt an der Oder entfernt .Es war die Gruppe Ulbricht, sie sollten aktiv am Neuaufbau Deutschlands mitwirken. Bereits am 1. April hatten sich in Moskau bei Georgi Dimitroff Walter Ulbricht, Anton Ackermann und Wilhelm Pieck getroffen, um sich über die Aufgaben beim neuen Anfang in Deutschland zu verständigen.

Bereits vorher, am 25. April hatten sich Verbände der Roten Armee in Torgau an der Elbe mit amerikanischen Truppen vereint und wenige Tage später trafen sich bei Schwerin und Rostock sowjetische und englische Truppen. Nach dem Selbstmorde Hitlers hatte sich der Großadmiral Karl Dönitz, der von Hitler zu seinem Nachfolger bestimmt worden war, in Flensburg selbst zum „Reichspräsidenten“ ernannt. Er suchte fieberhaft nach Mitteln und Wege, um ein für das deutsche Kapital günstige Beendigung des Krieges zu erreichen, um so die Reste der Herrschaft des deutschen Imperialismus vor dem völligen Zusammenbruch zu retten. Die Kampfhandlungen sollten deshalb im Westen durch separate Abkommen mit den Westmächten beendet, die Front gegen die Rote Armee jedoch unter Aufbietung aller noch verfügbaren Kräfte um jeden Preis gehalten werden. Auch mein Bruder Hartwig wurde in diese letzten Gefechte der Ostfront geschickt.

Dieses letzte allerdings vergebliche Spiel der deutschen Militärs geht aus folgenden Dokumenten hervor:

Aus dem Fernschreiben Karl Dönitz an Karl Kaufmann vom 30. April 1945:

1. Hauptsorge der militärischen Führung in der augenblicklichen Situation ist die Rettung deutschen Landes und deutschen Volkstums vor dem Bolschewismus. Der Schwerpunkt der Kampfführung liegt daher eindeutig im Osten. Es wird militärisch alles nur mögliche getan, den russischen Vormarsch im Mecklenburger Raum abzustoppen oder zumindest solange als möglich aufzuhalten, um den Abfluß der deutschen Menschen zu ermöglichen. ...

3. Es ist daher unumgänglich notwendig, die Elbe-Stellung mit äußerster Zähigkeit gegen den Westen zu verteidigen. Wo durch

diese Kampfaufgabe Sachwerte zerstört werden, wird dies durch die Rettung deutschen Blutes im Osten tausendfach gerechtfertigt.
(Walter Lüdde-Neurath: *Regierung Dönitz. Die letzten Tage des Dritten Reiches*, Göttingen 1950, S. 135.)

Aus der Rundfunkansprache Karl Dönitz vom 1. Mai 1945:

Der Führer hat mich zu seinem Nachfolger bestimmt. Im Bewusstsein der Verantwortung übernehme ich die Führung des deutschen Volkes in dieser schicksalsschweren Stunde. Meine erste Aufgabe ist es, deutsche Menschen vor der Vernichtung durch vordrängende bolschewistische Feinde zu retten. Nur für diesen Zweck geht der militärische Kampf weiter. Soweit und solange die Erreichung dieses Ziels durch die Briten und Amerikaner behindert wird, werden wir uns auch gegen sie weiter verteidigen und weiterkämpfen müssen. Die Anglo-Amerikaner setzen dann den Krieg nicht mehr für ihre eigenen Völker, sondern allein für die Ausbreitung des Bolschewismus in Europa fort.
(s.oben, S. 138)

Aus dem Erlaß des Oberkommandos der Wehrmacht zur Teilkapitulation deutscher Truppen im Nordraum vom 5. Mai 1945:

1. Wenn wir im Nordwestdeutschland, Dänemark und Holland die Waffen niederlegen, so geschieht es, weil der Kampf gegen die Westmächte seinen Sinn verloren hat. Im Osten jedoch geht der Kampf weiter, um möglichst viele deutsche Menschen vor der Bolschewisierung und Versklavung zu retten.
(s.oben S.146)

Unter den Schlägen der Roten Armee und der Truppen der Alliierten brach jedoch Hitlerdeutschland zusammen. Am 8. Mai 1945, da war ich bereits drei Wochen hinter Stacheldraht, wurde in Berlin-Karlshorst die bedingungslose Kapitulation

aller deutschen Landes-, Luft- und Seestreitkräfte unterzeichnet.

Unendliches Leid hatte der Hitlerfaschismus im Auftrag des deutschen Großkapitals über die Völker der Welt gebracht. Der Krieg forderte fasst 50 Millionen Tote, davon allein 20 Millionen Sowjetbürger. Das deutsche Volk verlor 6 Millionen Menschen, über 4 Millionen Gefallene, rund 410.000 Luftkriegsopfer und etwa 200.000 Opfer des faschistischen Terrors. Allein in den Zuchthäusern und Konzentrationslager (KZ) wurden während des Krieges rund 8 Millionen Menschen verschiedener Nationalitäten ermordet. Bei Bombenangriffen der amerikanisch-britischen Luftstreitkräfte auf 61 deutsche Städte mit mehr als 100.000 Einwohnern wurden 3,6 Millionen Wohnungen zerstört und 7,5 Millionen Einwohner obdachlos. (Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Dietz Verlag Berlin 1966, Bd. 5, S. 437)

All diese bitteren Wahrheiten und noch mehr wurden mir erst viel später bewusst. Jetzt ging es erst einmal daran, sich im alltäglichen Leben wieder zurecht zu finden. Die Versorgungslage hatte sich nach dem Kriegsende weiter verschlechtert. Hilfe kam aber auch jetzt noch von Giegengrün und auch die Arbeit der Eltern auf dem Pachtgrundstück an der Holzstraße, gegenüber der katholischen Kirche trug zur Ergänzung der kargen Rationen der Lebensmittelkarten bei. Ich hatte meine Entlassungsurkunde aus dem amerikanischen Gefangenenlager Winzenheim immer noch bei mir und so kam ich auf den schlaun Gedanken, mir noch von einigen in der Nähe von Werdau liegenden Gemeinden, Lebensmittel bzw. Lebensmittelmarken zu organisieren. Am 17. Juli, nach meinem abenteuerlichen Grenzübertritt hatte ich mir auf dem Weg nach Plauen in der Gemeinde Taltitz bei Oelsa/Vgl.

Lebensmittelmarken und etwas Geld aushändigen lassen, denn auch in der sowjetischen Zone bekam man bei Vorlage des Entlassungsscheines diese Unterstützung.

Am 20. Juli 1945 fuhr ich deshalb auch mit meinem Fahrrad frohgemut nach Linda, Kreis Gera und am 23. Juli nach Neumark, um hier meine letzte Unterstützung an Hand meines Entlassungsschreibens abzuholen. In der Zwischenzeit hatte ich mich auch in meinem Betrieb, der Vigogne-Aktien-Gesellschaft Werchau zurückgemeldet, um meine Lehre fortzusetzen. Es war gar nicht so einfach, denn über ein halbes Jahr war durch Arbeitsdienst, Wehrmacht und Gefangenschaft verloren gegangen. Aber man hatte schließlich Geduld mit dem schon verloren geglaubten Stift. Damit ich trotz verlorener Zeit die Abschlussprüfung bestehen könne, wurde mir der Vorschlag unterbreitet, in Zwickau, auf der Schumannstraße, noch ein halbes Jahr die Handelsschule als Ergänzung zu besuchen, um noch einige zusätzlichen Kenntnisse zu erwerben. Einmal in der Woche ging es nach Zwickau und ich saß wieder auf der Schulbank.

Allmählich hatte ich mich so langsam wieder an ein normales Leben gewöhnt, soweit man von normal sprechen konnte. Eines Tages, es muss ein Mittwoch gewesen sein, sah ich doch etwas gelangweilt im Büro zum Fenster hinaus und verfolgte wie die bunten Blätter der Bäume vom Herbstwind getragen, die tollsten Kurven im Schein der Sonne in der Luft vollführten. Man konnte so richtig ins Träumen kommen, wie schön doch die Welt sein könnte. Aber jäh wurden ich aus dieser Träumerei durch die Stimme des Prokuristen gerissen, der mich aufforderte, nun endlich die vorsortierte Ablage in die entsprechenden Aktenordner zu sortieren. Nach dieser für

mich „nervenaufreibenden“ Tätigkeit setzte ich mich an die Rechenmaschine um die am Tag durchgeführten Auslieferungen zusammen zu rechnen. Mitten in dieser verantwortungsvollen Beschäftigung gab die Rechenmaschine plötzlich ihren Geist auf. Alle im Büro Beschäftigten gaben ihr Bestes, um die störrische Maschine wieder in Gang zu setzen. Alles vergebens. Die Blicke der um mich und der Rechenmaschine Versammelten richteten sich wie auf Kommando auf meine doch etwas kleiner gewordene Person. Ich war der Übeltäter welcher diesem Prachtstück des gesamten Büros das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Guter Rat war teuer. Der Prokurist ergriff die Initiative und verkündete, dass er am anderen Tag verkünden wolle, was aus mir und der Rechenmaschine werden soll. Hatte ich drei Monate amerikanische Gefangenschaft in dem Hungerlager Bad Kreuznach überstanden, war ich voller Gewissheit, werde ich auch den kommenden Tag gut überstehen.

Am anderen Tag, ein feuchter Nieselregen verteilte sich über das Land, holte ich mein Fahrrad aus dem Schuppen und fuhr ein Lied pfeifend meinem ungewissen Schicksal entgegen. Als Lehrling musste man als Erster das Büro betreten und als Letzter verlassen. Es dauerte doch eine Weile bevor alle Angestellten des Büros ihre Plätze eingenommen hatten. Da gab der Prokurist seine über Nacht getroffene Entscheidung bekannt. „Ich habe in Erfahrung gebracht“ so hob er seine Rede an „dass auf der Uferstraße eine Firma Rechenmaschinen repariert, deshalb“ so setzte er seine Rede fort, „wird unser lieber Lehrling Günter sie dorthin schaffen und sie reparieren lassen, aber“, jetzt holte er erst einmal tief Luft, „diese Firma ist von den Russen“ er verbesserte sich „von der Roten Armee besetzt. Deshalb ist es notwendig, dass eine Genehmigung von

der Kommandantur geholt wird“ Na Pustekuchen, wie soll ich das nur hinkriegen? Ich verstand ja kein Wort Russisch und viel gutes wurde nicht gerade über die Rotarmisten verbreitet. Da besann ich mich auf meine erste Begegnung mit dem grauhaarigen sowjetischen Soldaten bei meinem Grenzübertritt in die sowjetische Zone und gleich kam mir dieser heikle Auftrag gar nicht mehr so schlimm vor.

Also als erstes auf in die Kommandantur. Diese oder ein Teil davon befand sich am heutigen Johannisplatz in dem Haus, wo heute die Gaststätte „Kristall“ untergebracht ist. Das Fahrrad ließ ich im Betrieb, denn man konnte ja nie wissen. Die Strecke von der „Wiener Spitze“ , von unserem Büro aus, ging ich deshalb zu Fuß. „Stoi“! Dieser Befehl kam mir bekannt vor und so verharrete ich erst einmal beim Eintritt in die Kommandantur. „Ich brauche eine Genehmigung zur Reparatur einer Rechenmaschine“ versuchte ich den mit einem Karabiner vor mir stehenden Soldaten klar zu machen. „Propusk“ und noch einmal „Propusk“ gab er mir zur Antwort. Aber wir verstanden uns nicht. „Du Dolmetscher, Dolmetscher holen“ sagte ich zu ihm. Da kam ihm sicherlich eine Erleuchtung, er griff zum Telefon und sprach, wie konnte es anders sein auf russisch in die Telefonmuschel hinein. Mir war nicht ganz geheuer, sperren sie mich jetzt ein und ab nach Sibirien oder kommt tatsächlich ein Dolmetscher zum Vorschein. Nach einer Weile der Ungewissheit kam ein Offizier, so um die Vierzig herum, die Treppe herab. „Was willst Du“ sprach er mich in deutsch an und ich erklärte ihm meine angeblich verzweifelte Lage durch mein Missgeschick mit der Rechenmaschine und dass ich nicht ohne Genehmigung wieder zurück gehen kann. „Komm mit“ und so folgte ich ihm die Treppe hinauf in ein Zimmer. Dem darin sitzenden Offizier schilderte er sicherlich

mein Anliegen, ich verstand kein Wort, aber dieser Offizier gab mir einen Passierschein für die von mir genannte Fabrik auf der Uferstraße. Jetzt aber zurück ins Büro. Etwas ungläubig sah man mich an, als ich meine Genehmigung zum Betreten der Reparaturwerkstatt vorzeigte. Sicherlich hatte man mir nicht zugetraut, ein solches Schriftstück zu erhalten. Wie aber weiter? Tragen konnte ich die kaputte Rechenmaschine diesen Weg nicht, mit dem Pferdewagen (Kahle hatte in seinem Bauergut noch Pferde, die er zum Transport seiner Rohstoffe und Fertigerzeugnisse einsetzte), auch das schloss sich aus, so blieb nur der Transport mit einem kleinen Handwagen. Die Wache vor der Fabrik, wohin ich die Rechenmaschine gebracht hatte, ließ mich an Hand des Passierscheines, den ich stolz vorzeigte, ungehindert mit meinem Handwagen hindurch.

Ich fuhr am Fabrikgebäude entlang bis ich plötzlich das Schild „Büro“ fand und nahm den Stein des Anstoßes aus dem Wagen. Man konnte ja nie wissen was geschieht, eine so kostbare Maschine unbeaufsichtigt im Wagen liegen zu lassen. Nach dem Öffnen der Tür stand ich im Büro. Das Erstaunen war groß, dass ich durch die Wache gekommen bin und noch größer als ich mein Anliegen vortrug. „Wir wissen ja noch gar nicht, was mit unserer Werkstatt geschieht?“ gab man mir zur Antwort, „können wir weiter arbeiten oder steht sie auf der Liste der Demontage“. „Ich kann aber ohne reparierte Rechenmaschine nicht wieder zurück ins Büro“ war meine sicherlich sehr klägliche Erwiderung. „Na, lass sie hier“ gab man mir zur Antwort, nachdem man sich die Maschine etwas genauer angesehen hat. „Es ist wahrscheinlich nur eine Kleinigkeit, komm aber auf alle Fälle morgen wieder“ Mit diesen Worten verabschiedeten sie mich und ich zog mit meinem Handwagen von dannen. Ohne reparierte Maschine

konnte ich nicht zurück ins Büro, also steuerte ich zielsicher die Kantstraße 9 an. Aber auch Vater und Mutter schauten mich mit dem Ausdruck höchster Verwunderung an, als ich ihnen meine bisherigen Erlebnisse rund um die Rechenmaschine erzählte. „Wenn dass nur gut geht“ war die Erwiderung von Mutter. Noch hatte ich meine Aufgabe nicht ganz erfüllt und so ging dieser Tag mit ziemlicher Ungewissheit zu Ende.

Am anderen Morgen, die Sonne war schon aufgestanden und versäumte es nicht in mein Schlafzimmer hereinzublitzeln, als mich Mutter mit den Worten, „Na, Du Faulpelz, willst Du Dich nicht bald mal erheben“ jäh aus meinen Träumen riss. Aufstehen, Waschen, Zähneputzen, Anziehen, dass gleiche Ritual wie an jedem Morgen. Mutter hatte schon das Frühstück zurecht gemacht, heute konnte ich mir etwas länger Zeit nehmen, denn es ging nicht ins Büro, sondern mit dem Handwagen in die Reparaturwerkstatt. Als ich den sowjetischen Posten mein Schreiben mit dem Stempel der sowjetischen Kommandantur zeigte, konnte ich ungehindert in das Fabrikgelände einfahren. Im Büro der Werkstatt übergab man mir die reparierte Rechenmaschine. Ich quittierte den Empfang, nahm die Rechnung entgegen und lud meine Rechenmaschine auf den vor dem Büro abgestellten Handwagen. Siegesicher, mit der Gewissheit, welche große Tat ich vollbracht hatte, fuhr ich mit meiner kostbaren Fracht zum Fabriktor. Aber ach, offensichtlich hatten in der Zwischenzeit die Posten gewechselt und ein noch sehr junger sowjetischer Soldat nahm die Rechenmaschine aus dem Handwagen und trug diese in das Zimmer der Wachposten. Es war wieder einmal guter Rat teuer, was soll ich jetzt tun, so kurz vor dem Ziel. Ich zeigte mein Schreiben mit dem Stempel

der Kommandantur, es half alles nichts. Die Wachposten setzten sich abwechselnd an die Rechenmaschine, drehten an der Kurbel und wenn es klingelte, dann brachen sie in schallendes Lachen aus. „Wo ist Offizier“ sprach ich sie an, „ich möchte zu Offizier“ wiederholte ich immer wieder. Nach einer Weile, mir kam es wie eine Ewigkeit vor, öffnete sich die Tür und ein sowjetischer Offizier betrat den Raum. Es folgte eine etwas lautstarke Unterhaltung mit den anwesenden Wachposten, ich verstand kein Wort. Da fasste ich mir Mut, ging mit meinem Schreiben auf ihn zu und zeigte ihm die Stempel und Unterschriften der Kommandantur. Stempel und Unterschrift hatten die entsprechende Wirkung. Ich durfte meine Rechenmaschine wieder in den Handwagen laden und konnte, nun doch mit etwas wackligen Knien das Betriebsgelände verlassen. Mit schnellen Schritten fuhr ich auf der Turnhallenstraße und Uferstraße, entlang der Pleiße, in Richtung „Wiener Spitze“. Das Erstaunen aller Mitarbeiter des Büros war echt, als ich gegen Mittag mit meinem Handwagen an der Treppe des Büros vorfuhr. In leuchteten Worten wurde meine „Heldentat“ vom Prokuristen gewürdigt und der Büroalltag nahm seinen gewohnten Lauf.

Die Wochen vergingen, auf dem Kalender hatte sich schon der Dezember zu Wort gemeldet. Von meinem Bruder Hartwig war immer noch keine Nachricht eingetroffen. Ist er noch am Leben, vielleicht in Gefangenschaft, dass war unsere große Hoffnung. Eines Abends, wir, d.h. Mutter, Vater und ich saßen gerade beim Abendbrot, da hatte jemand die Klingel in betrieb gesetzt. „Wer wird denn dass so spät noch sein“ sagte Vater und ging zur Haustür. Ein Freudenschrei hallte durchs Haus. „Kommt her, kommt her“ rief Vater uns zu, „Hartwig ist gekommen, er ist wieder da“.

Wenn man heute nach fast 60 Jahren an diese Zeit zurück denkt, dann kann man nur sagen, welch unendliches Glück wir in diesem schrecklichen Krieg doch hatten, unsere Familie war wieder zusammen, bei so viel Leid, welches der Krieg anderen Familien gebracht hat. Aber auch wir hatten zwei liebe Menschen verloren, Onkel Kurt beim Angloamerikanischen Luftangriff auf Leipzig und den Mann von Tante Lisbeth, er starb im Militärlazaret in Werdau an den Folgen einer Lungenentzündung. „Nie wieder Krieg“, dass war von nun an ein wichtiger Leitsatz meines weiteren Handelns.



Tante Lisbeth mit ihrem Mann, Walter Klotz,
Vater von Heidi.



Onkel Kurt,
Vater von Heino

Hart und schwer griff das Schicksal in mein Leben. Es nahm mir durch den Terrorangriff auf Leipzig meinen innigstgeliebten Mann und besten Lebenskamerad, meinen herzlichsten, guten Papi, meinen einzigen, strebsamen Sohn, unseren dankbaren Schwiegersohn, guten Bruder, Schwager und Onkel

Kurt Kaufmann

geb. 28.8.1904

gest. 4.12.1943

Werdau, Bad Salzdeufurth
Ringstraße 31

In tiefem Weh

Gustchen Kaufmann geb. Homes
und Söhnchen Heino
Marie Kaufmann geb. Müller
Heinrich Homes und Frau Anna geb. Grote
und alle die ihn lieb hatten.

Nachtrag

1. Zwickau

1944 Am 1. Januar erfolgte die Eingemeindung von Planitz und Oberhohndorf mit Bockwa nach Zwickau, vorangegangen waren dazu im vergangenen Jahr Einwohnerversammlungen am 28. Dezember im Lichtspielhaus "Capitol" in Planitz und am 29. Dezember im Gasthof "Mädler" in Oberhohndorf. Am 12. Mai in den Mittagsstunden um 13.20 Uhr wurde der westliche Teil Zwickaus Ziel (Ablenkungsangriff) des ersten Bombenangriffs zweier amerikanischer Bombengeschwader der 3 Division sie gehörten zu den 935 Bombern der 8. US-Luftflotte deren Ziel war Leuna, Lützkendorf, Zeitz, Böhlen und Brück. in Zwickau gab es Schäden... - Hauptbahnhof und im Reichsbahn Ausbesserungswerk (RAW) - Ziegelei - Maxhütte - Flugzeugreparaturwerk (Nationalsozialistischer Musterbetrieb) "Gustav Basser KG" (1938 errichtet) und der Flugplatz - im Betrieb "Friemann & Wolf" an der Reichenbacher Straße - Eisen-König in der Saarstraße - und mehrere Wohngebäude in der Olzmannstraße (Dampfziegelei und Schamottefabrik Richard Kreß) wurden von Bomben getroffen. - Es starben 13 deutsche Männer 6 Frauen und sieben Kinder. - Außerdem ließen 22 Ausländer ihr Leben davon 2 Kinder 8 Frauen und zwölf Zwangsarbeiter (Franzosen, Italiener und 1 sowjetischer Bürger) Am ende gab es 48 Tote und 86 Verletzte zu beklagen. Am 20 Juli Flogen erneut amerikanische Bomber (500) über Zwickau sie ließen zum Glück keine Bomben fallen, Deutsche Jagdflugzeuge griffen die letzten Bomber an es gelang ihnen einige abzuschießen welche in der Umgebung der Stadt abstürzten (Reinsdorf, Vielau, Pöhlau und Eckersbach) Der Luftangriff am 7. Oktober 1944 darf diesmal die nördliche Vorstadt, Weißenborn, die

Autowerke Horch und Audi, den Schlacht und Viehhof, die Kaserne das RAW, das Basser Werk und die Maxhütte. Es gab 65 Tote und 26 Verletzte zu beklagen. im Jahr 1944 gab es 119 Luftalarme

1945 Am 14 und 21 Februar kam es zu 2 kleineren Luftangriffen auf die südliche Vorstadt dabei gab es 20 Tote und 13 Verletzte zu beklagen. Am 19. März hatte die Stadt den schwersten angloamerikanischen Bombenangriff auszuhalten gegen 13 Uhr heulten die Sirenen am ende des Angriffs waren 441 Tote (44 in den als Bunker benutzten Bergkellern am Paradies) und 200 Verletzte zu beklagen. unter anderem gab es Schäden im Stadtzentrum (Stadthaus III, Hering'sche Haus, Jugendhaus Robert Schumanns, Stadthaus I am Kornmarkt sowie Gebäude in der Burgstraße und am Alten Steinweg und andere Straßen. Marienthal rund um den "Lindenhof"

Planitz - Am 28. März fand auf dem Hauptfriedhof eine Trauerfeier für die Opfer des Luftangriffes vom 19. März statt - Am 11. April fielen die letzten Bomben auf Zwickau diesmal ist der Hauptbahnhof, Bahnbetriebswerk und die Wagenwerkstatt das Ziel. zerstört wurden dabei - 36 Loks - 460 Waggons - 6 Stellwerke und 234 Weichen - vom Zwickauer bis zum Lichtentanner Bahnhof wurden 600 Bombentrichter gezählt. - Am 14. April wurde der Volkssturm mobil gemacht, nachdem die Amerikaner seit dem 13. April vor der Stadt standen, in Oberhohndorf ging schwere und leichte Flak in Stellung. -

Am 15. April erfolgte Artilleriebeschuss auf Zwickau, der nochmals einige Todesopfer forderte. - Am 16. April zog sich die Wehrmacht aus Zwickau zurück. - Am 17. April gegen 15.00 Uhr gab es Feindalarm in der Stadt, drei Stunden später hissten Arno Rau (Luftschutz Polizist), Fritz Schubert (Kirchendiener) und dessen Sohn auf dem Turm der Marienkirche eine weiße Fahne, läuteten die Glocken und bewahrten damit Zwickau vor einem Sturmangriff der Amerikaner. - im Jahr 1945 gab es bis zum 17. April 160 Luftalarme.

Die schreckliche Bilanz des Krieges - In allen Kriegsjahren gab es insgesamt 345 Luftalarme. - rund 900 Häftlinge des KZ Flossenbürg schufteten in Zwickauer Rüstungsbetrieben. - über 3500 Tote Zwickauer - 10586 Kinder wurden zu Halb oder Vollweisen. - bei Bombenangriffen gab es 574 Tote, 75 Wohnhäuser wurden zerstört und 346 hatten erhebliche Schäden, 3624 Wohnungen waren unbewohnbar. - über 9000 Männer befanden sich am Ende des Krieges in Kriegsgefangenschaft. - schwere Schäden gab es im.. - Automobilwerk "Horch" und "Audi" - die Grubenlampenfabrik "Friemann & Wolf" - die Flugzeugwerke "Gustav Basser" - die Zwickauer Kammgarnspinnerei - Hauptbahnhof (270 Volltreffer) - Reichsbahn Ausbesserungswerk (RAW)

2. Werdau

Von den beiden Weltkriegen blieb auch die Stadt Werdau nicht verschont. Circa 500 Bürger ließen im Zweiten Weltkrieg ihr Leben. Ab 9. April 1945 kam es mehrmals zu Luftangriffen durch die 9. US-Air Force. Zudem beschoss die auf der Reichsautobahn 4 bei Crimmitschau positionierte Artillerie die Stadt. Hierbei kam es insgesamt zu Todesfällen im zweistelligen Bereich sowie zur Zerstörung von mehreren Gebäuden im Bereich des Bahnhofes und der Innenstadt. Nach kleineren Scharmützeln mit Volkssturmeinheiten wurde Werdau am 16. April 1945 gegen 15 Uhr schließlich an die seit den Mittagsstunden am Ortseingang Ronneburger Straße stehenden amerikanischen Truppen übergeben.^[7]

Bemerkungen